



Die Windradreiter

**Eine Abenteuergeschichte
in Zeiten des Klimawandels
und der Globalisierung**

www.die-klimaschutz-baustelle.de

Inhalt

| | |
|-------------------------------|-----|
| Nachts am Turm | 3 |
| Der Windpark | 4 |
| Der Aufstieg | 9 |
| In der Gondel | 14 |
| Abflug um Mitternacht..... | 19 |
| Henry | 22 |
| Lampedusa | 26 |
| Am Rande der Sahara | 33 |
| Im Kongo | 44 |
| Im tibetischen Hochland | 54 |
| Polynesien | 66 |
| Südamerika..... | 74 |
| Las Vegas..... | 76 |
| Sturm | 83 |
| Alaska | 92 |
| Am Porcupine River..... | 98 |
| Zurück im echten Leben | 104 |
| Epilog..... | 106 |
| Karte der Flugroute | 107 |
| Glossar | 108 |
| Quellen | 114 |

Dieses Buch darf kostenlos herunter geladen und kopiert werden.

© www.die-klimaschutz-baustelle.de, V1.6, März 2011

Nachts am Turm

Das Windrad begann zu singen. Die schweren Rotorblätter drehten sich in einem gleichmäßigen Takt. Immer dichter schob der einsetzende Wind den vom Tal aufziehenden Nebel zusammen. Ich schaute vom Fuß des grauen Stahlturmes nach oben. Trotz Vollmond konnte ich wenig erkennen. Der mächtige, runde Turm verschwand nach einigen Metern unsichtbar im Nebel. Die Turmspitze mit den Flügeln war nicht zu sehen.

Sprühregen kam auf und die feuchten Haare klebten mir im Gesicht. Ich umschloss das Amulett fest mit meiner Hand und stieg die kleine Metalltreppe zur Tür des Turmes hoch. Die schwere Eingangstür ließ sich wider Erwarten leicht öffnen. Nach einigem Tasten fand ich innen hinter der Tür den Lichtschalter und schlüpfte hinein. Das Licht reichte, um den mitgebrachten Klettergurt anzulegen. Den Aufzug zu benutzen, traute ich mich nicht. Ich fröstelte. Die Beleuchtung schien mir jetzt seltsamerweise wesentlich schwächer zu sein als heute Morgen. Das mochte daran liegen, dass es fast Mitternacht war und draußen auf dem Hügel kein einziges Licht schien.

Der Windpark

Die Stimmung heute Morgen im Bus war erwartungsvoll und ausgelassen gewesen. Durch die Fenster schien die Sonne und ein lautes Geräusch neben meinem linken Ohr sagte mir, dass Lukas es geschafft haben musste, ungeniert eine große Kaugummiblase zerplatzen zu lassen. Der rotblonde Lukas liebte es, seine Umgebung bis an den Rand der Selbstbeherrschung auszutesten.

„Christina, schau! Da sind die Windräder“, rief er nun und stieß mich kräftig mit seinem Ellenbogen, noch ohne sich die gelbgrünen Gummifetzen aus dem Gesicht gewischt zu haben.

Unsere ganze Gruppe stürzte zur rechten Busseite und nur ein „Stopp! Stopp!“ von Kletterlehrer Peter bewahrte den Bus vor einem allzu heftigem Schwanken. Die Tour zum Windpark war Peters Geschenk zum Abschluss unseres Kletterkurses. Wir würden einige der Windenergieanlagen von innen besteigen und die Aussicht genießen. Lukas Vorschlag einer Außenbesteigung hatte Peter allerdings abgelehnt. Im Besucherzentrum sollte es danach einen Film geben, zudem waren ein Essen und die Möglichkeit zu Bouldern eingeplant, das heißt man konnte dort an einer kleinen Felswand ohne Kletterseil klettern.

Peter kam aus dieser Gegend und hatte sein geliebtes Klettern zum Beruf gemacht. Seit einigen Jahren war er Windparkservicetechniker und bestieg regelmäßig die großen Windenergieanlagen.

„Dort oben seht ihr die älteste Mühle des Windparks“, erläuterte er unserer Gruppe beim Aussteigen aus dem Bus.

„Mühle? Heißt das jetzt nicht Windenergieanlage?“, fragte Lukas vorwitzig.

„Windenergieanlage, Windkraftanlage, Windrad oder, wie wir manchmal liebevoll sagen, Mühle, such Dir etwas aus“, antwortete Peter, während er uns vom Busparkplatz direkt zu einem der nahe gelegenen Hügel führte.

„Jedes Windrad besteht aus einem langen Mast oder Turm, der für die zur Windausbeute günstige Höhe sorgt. Oben auf dem Turm findet man den Rotor und ein kasten- oder eiförmiges Gehäuse, die Gondel. Der sich im Wind drehende Rotor setzt sich aus dem Rotorkopf und den Rotorblättern zusammen.“

„Liebevoll auch Flügel genannt“, ergänzte Lukas mit einem breiten Grinsen. Einige in der Gruppe kicherten.

Peter fuhr ungerührt fort. „Die Gondel enthält den Generator, der die Drehbewegung des Rotors in elektrischen Strom umwandelt. Die Gondel ist oft größer als ein LKW, trotzdem dreht sie sich zusammen mit dem Rotor in die optimale Windrichtung.“

Er begann, den Hügel zu ersteigen. „In diesem Windpark stehen zwölf Windräder. Zwei davon dürfen wir besichtigen. Die beiden sind morgen für Wartungsarbeiten vorgesehen und werden deshalb gleich abgeschaltet.“

Schnellen Schrittes ging er voran und wir folgten mit unseren Rucksäcken. Nach der Busfahrt waren wir alle begierig darauf, uns zu bewegen.

„Gleich seht ihr Paula, unsere älteste Anlage. Als sie gebaut wurde, war sie eine der ersten Binnenlandanlagen mit acht Megawatt Leistung.“

Lukas wollte sich gerade über die Bezeichnung Paula lustig machen, doch die Größe der Maschine, die jetzt über uns in den Himmel ragte, beeindruckte ihn so sehr, dass er den richtigen Zeitpunkt verpasste. Ein mächtiger grauer Stahlurm stand vor uns, an dessen Spitze sich drei schwere, lange Flügel kraftvoll im Wind drehten.

„Paulas Nabenhöhe – das ist die Höhe vom Boden bis zum Rotorkopf - beträgt 120 Meter. Ihre Flügel sind 70 Meter lang“, erklärte Peter.

Der nicht gerade groß gewachsene Kenji kalkulierte schnell: „Das heißt, erst 50 Meter langen Menschen wird hier der Kopf abgeschlagen?“

Lukas, der Kenji noch neulich wegen dessen abstehenden Ohren als „den mit den Hyperraumohren“ bezeichnet hatte, stimmte ihm mit der ihm eigenen Fantasie zu: „Schädel eingedrückt und Schwupps!“

Peter ließ sich nicht unterbrechen: „Diese Turmhöhe steigert die Leistung nochmals um zehn Prozent. Wie Kenji richtig berechnet hat, bräuchte ein Don Quijote sehr lange Arme, um seine Lanze zwischen die Blätter zu stecken.“

„Ein Don Kh?“, Lukas verdrehte die Augen.

„Das ist ein spanischer Windmühlenkämpfer und Romanheld“, rutschte es mir heraus, doch Lukas war schon auf dem Weg zu der kleinen Aussichtsplattform am Rande des Hügels. Auch Peter begab sich für die nächsten Erläuterungen dorthin und wir anderen folgten.

„Warum drehen sich die Rotoren der verschiedenen Maschinen denn so unterschiedlich schnell?“, fragte Kenji und schob eine Hand durch seine schwarzen Stoppelhaare.

„Das hängt vom Wind und von der Konstruktion ab. Die kleinere Fünf-Megawatt-Maschine da hinten mit den rotweiß gestreiften Flügeln ist leichter und dreht sich deshalb schneller als Paula mit ihren schweren Flügeln. Die Maschine heißt übrigens Henry und ist eine der zwei, die wir besteigen dürfen. Wir geben den Mühlen Namen, das erleichtert die schnelle Unterscheidung.“

Ich warf einen schnellen Blick auf Lukas, hier wäre eine seiner Bemerkungen fällig. Doch Lukas starrte nur fasziniert in Richtung Henry.

„Mein Bruder Jan wartet schon bei Henry. Er fährt die Anlage gerade in den Wartungsmodus“, fuhr Peter fort. „Wir müssen uns jetzt aufteilen. Die erste Gruppe geht hier den kleinen Pfad zum nächsten Hügel, auf dem Henry steht. Ich bleibe mit dem Rest bei der alten Paula.“

Lukas ließ sich das nicht zweimal sagen. Er wollte unbedingt die schnelle, schnittige Turbine mit den rotgestreiften Flügelspitzen besteigen. Schnell rannte er der ersten Gruppe

voraus auf den nächsten Hügel zu. Ich entschied mich für Paula. Eine so beeindruckend große Windenergieanlage hatte ich noch nie gesehen.

Der Aufstieg

Vor dem Turm von Paula legten wir die Klettergurte an und setzen unsere Helme auf. Dann ging es die Stufen zur Turmtür hoch. Peter schloss die Metalltür auf. Im Turm war es erstaunlich geräumig. Der Innenraum hatte bestimmt gut fünf Meter Durchmesser. Links an der Innenseite der Turmwand war eine lange Leiter montiert. Sie sah wie eine normale Haushaltsleiter aus: Außenholme mit Sprossen dazwischen.

„Ab 80 Meter Höhe haben alle unsere Türme zusätzlich zur Leiter Aufzüge“, erklärte Peter, „Dieser Turm hat 120 Meter zur Nabe. Er hat daher sogar einen geräumigen Aufzug. Aber wir wollen uns ja sportlich betätigen.“

Er stellte sich jetzt direkt vor die Leiter. „Seht ihr in der Leitermitte die U-förmige Schiene? Hier muss jeder Kletterer den an seinem Gurt montierten Metallschlitten einführen. Bei Stürzen verkeilt sich die Komponente in den Schienen und bringt euch sofort zum Halten.“

Peter verteilte Verbindungsstücke und wir befestigten diese an unseren Gurten.

Kenji, der direkt neben mir stand, hustete. Er hatte Asthma und bekam manchmal Atemnot. Seine Eltern hatten ihn trotzdem zum Kletterkurs angemeldet. „Unverantwortlich“, kritisierten einige der Mütter, als sie davon hörten. Doch Peter unterstützte die Idee. Er passte auf und bei Problemen könne Kenji sich schnell abseilen, das sei überhaupt kein Problem. Wenn Kenji - wie er es nannte - seine geilen Tage hatte, dann kam er

genauso schnell an der Kletterwand nach oben wie Lukas. Peter vermutete, Kenji wäre so schnell, weil er leicht war, aber Lukas wollte das nicht gelten lassen und strengte sich besonders an, wenn Kenji seine geilen Tage hatte. Heute hatte Kenji einen seiner nicht so geilen Tage, deshalb sollte er nicht mit uns die Leiter ersteigen, sondern mit Peter Aufzug fahren.

„Kenji, warte bitte hier unten, bis wir alle oben sind. Ich hole dich dann mit dem Lift ab. Noch jemand Lust auf einen Fahrschein? Das ist zwar ein Zweimannaufzug, aber bei euch Leichtgewichtern, kann ich noch jemand mitnehmen.“

Ich schüttelte den Kopf, ich wollte auf jeden Fall klettern, auch wenn eine Leiter technisch nicht so anspruchsvoll ist. Torben und Ayshe winkten ebenfalls ab. Kenji musste alleine unten warten.

„Der Aufzug geht hier direkt neben der Leiter hoch. Ich habe ihn gestern Abend nach oben geschickt, deshalb seht ihr ihn jetzt nicht. Er ist leitergeführt und läuft wunderbar ruhig. Leider steht dadurch die Leiter direkt an der Turmwand und wir müssen mit dem Rücken zum Raum hochsteigen. Somit können wir uns zum Ausruhen nicht an die Turmwand lehnen. Aber es gibt Zwischenplattformen für eine Pause. Zwanzig Höhenmeter sind es jeweils von einer bis zur nächsten Zwischenplattform.“

Peter verteilte leichte Kletterhandschuhe. „Zieht diese bitte an, das schont die Hände und gibt Halt, wenn man ins Schwitzen gerät.“

Peter klinkte seinen Gurt am Läufer ein, ließ sich von Torben kontrollieren und kletterte ein paar Sprossen hoch. Dann sah er

zu, wie Torben sich ebenfalls einhakte und Ayshe Torbens Verankerung prüfte. Als nächstes folgte Ayshe und dann war ich dran. Nervös hakte ich mein Verbindungsstück ein und war froh, von dem besonnenen Kenji kontrolliert zu werden.

„Alles o.k.?“, ertönte es von oben. „O.k.“, kam es vierstimmig zurück.

Peter stieg zügig voran. In einem leicht seitwärts schwankenden Rhythmus erklomm er routiniert die Stufen. Wir versuchten es ihm gleichzutun, doch das war gar nicht so einfach. Wohin mit den Knien? Wie weit greift man optimal vor? Unser Rhythmus glich eher dem einer Horde Schimpansenbabys beim Erstaufstieg. Hinzu kam, dass es weitaus anstrengender war, als ich gedacht hatte. Schon auf der ersten Plattform waren wir völlig außer Puste.

„Lasst euch mehr Zeit“, riet Peter und dehnte die Pause aus, bis unser Atem sich normalisiert hatte.

„Verlängert bitte zudem den Sicherheitsabstand zum Vorkletterer“, bat er beim Lossteigen.

„Falls mal jemand durchhängt“, ergänzte Torben.

Kurz vor der nächsten Plattform gab es trotzdem einen kleinen Stau. Um die Arme zu entlasten, hängte ich mich in meinen Gurt, das heißt, das war mein Plan, doch der Haken in der Schiene rutsche nach unten. Beinahe hätte ich den Halt verloren.

„Ruckartiger setzen“, rief Ayshe, die durch das Loch der Zwischenplattform hinunterschaute.

Und wirklich: Bei einem ruckartigen Setzen krallte sich der Haken fest, mein Schlitten blieb stehen und ich konnte mich auf der Leiter ausruhen. Der umständliche Wiederanstieg machte das Ausruhen jedoch fast wett, so dass ich den Gedanken auf eine freiwillige Wiederholung aufgab.

„Das ist wie ein 100 Meter Sprint, nur dass danach noch drei weitere 100 Meter Sprints folgen“, stöhnte Torben während er sich den Schweiß aus dem Gesicht wischte.

Ayshe hatte sich das Knie gestoßen und kam nur mit Mühe vorwärts. Sie stopfte eine schwarze Locke in ihren Helm zurück. „Runter fahre ich. Ich freue mich jetzt schon auf den Aufzug.“

„Wir fahren alle mit der Befahranlage nach unten“, beruhigte Peter. „Mit weichen Knien kommt hier keiner die Leiter runter.“ Meine Knie wackelten zustimmend.

Auf der letzten Zwischenplattform hörte ich, wie von unten noch jemand heraufkam. War Kenji jetzt doch geklettert? Da tauchte Lukas roter Kletterhelm am Bodenloch auf. Sein nachfolgendes Gesicht war fast ebenso rot, hatte er sich doch nach Besteigung der kleinen Maschine beeilt uns einzuholen.

Peter war nicht begeistert von der Eigenmächtigkeit, aber Kenji hatte Lukas gezeigt, wie man sich vorschriftsmäßig einklinkt. Als wir fünf Kletterer endlich erschöpft und nach Atem ringend

oben ankamen, fuhr Peter mit dem Aufzug nach unten und holte Kenji, der schon sehnsüchtig wartete.

In der Gondel

Das Maschinenhaus war beeindruckend groß.

„Wie eine Zweizimmerwohnung, nur ohne Dusche“, schnaufte Torben.

Mir zitterten die Knie. Peter schaute unglücklich. „Habe ich euch zuviel zugemutet?“

Lukas schlug ihm auf die Schulter. „Eine geile Werkstatt in Garagengröße habt ihr hier.“

Peter erklärte ihnen die Technik im Maschinenhaus. Die Flügel waren in eine Ruhestellung gedreht, gepitched nannte man dies. Zudem hatte Peter eine zusätzliche Sicherheitsbremse angezogen. Im hinteren Teil der Gondel befand sich der große Generator. Zur Wartung war er jetzt abgestellt.

Da unsere Kletterprüfung auch zahlreiche Sicherheitstests enthielt, erlaubte uns Peter, aus der Luke der Gondel zu schauen. Das war nicht ungefährlich.

„Passt auf, dass ihr gesichert seid. In dieser Höhe kann ein einfacher Windstoß eine ungeheure Sogwirkung entfalten“, warnte Peter. Torben und Ayshe waren als erste dran.

Ich schaute mich im Maschinenhaus um. Zur anstehenden Wartung hatte man etliche Seile heraufgeschafft.

„Bei der Wartung muss der Monteur auch auf die Gondel klettern. Zur Begutachtung der Rotorblätter nutzt er dann diese Seile, um sich bis zur Spitze der Flügel herunterzulassen“, erläuterte Peter.

„Cooler Job“, entfuhr es Lukas.

An einem Haken an der inneren Gondelwand entdeckte ich plötzlich ein langes Band aus Naturfasern, an dessen Ende ein ovales Amulett hing. Die handgefertigte Arbeit aus Stein und Holz passte so gar nicht in diesen nüchternen, nur mit Technik gefüllten Raum.

Auf meinen interessierten Blick erläuterte Peter: „Das habe ich vor ein paar Tagen unten am Turm im Gras gefunden. Keine Ahnung, wie es dahin gekommen ist. Ich habe es in meine Hosentasche gesteckt und hier oben an die Wand gehängt. Als Glücksbringer. Es sieht aus wie ein Rotor mit drei großen, hellen Flügeln.“

Ich trat einen Schritt näher und nahm es in die Hand. Ein eigenartiger Glanz ging von dem Amulett aus. Peter hatte Recht, es sah aus wie das Bild des zentralen Teils eines Windrades: Rotorkopf und Flügelansätze.

Peters Handy schellte. „Ich muss jetzt leider nach unten. Torben und Ayshe fahren mit mir herunter. Ihr bleibt bitte noch hier oben, bis ich euch abhole.“

Er wandte sich an Lukas: „Lukas, du sorgst dafür, dass alle gesichert sind. Ihr anderen nehmt euch in Acht und hört auf den Vorkletterer, wenn ihr aus der Luke schaut.“

Ich war alles andere als begeistert. Ausgerechnet Lukas, den Waghalsigsten, ernannte er zum Aufpasser, aber Peter war schon im Aufzug. Lukas gefiel sich in der neuen Rolle sichtlich.

„Also Leute, ab zur Luke“, kommandierte er.

Auf der kurzen Leiter achtete er streng darauf, dass wir die Seile an unseren Klettergurten mit den Sicherungshaken verbanden. Dann stieg er auf die oberste Sprosse und setzte sich auf den Lukenrand, wie Peter es vorgegeben hatte. Kenji und ich folgten ihm. Die Aussicht war grandios. Ich konnte kilometerweit in die sanft wellige Hügellandschaft mit den rotierenden Windrädern blicken. Es piff ein ziemlicher Wind, so dass ich mich automatisch mit beiden Händen an den Lukenrand klammerte.

Als hätte er dies gesehen, breitete Lukas plötzlich seine Arme aus, hielt sie hoch wie auf der Achterbahn und rief: „Wir fliegen.“

Kenji tat es ihm gleich. Unter diesem Gruppendruck löste nun auch ich mit größter Überwindung meine Finger und hob die Arme. Der Wind zerrte an unseren Jacken und drückte gegen unsere Oberkörper. Doch nachdem ich mich daran gewöhnt hatte, war es, als würden wir schweben. In dieser Höhe schaute man von oben auf die Baumkronen wie ein fliegender Vogel. Geschwindigkeit vortäuschend wehte uns der Wind durchs Haar. Auch wenn dies bei Kenjis Stoppelhaaren wenig Wirkung zeigte.

„Da drüben kommt ein Unwetter auf.“ Kenji zeigte nach Norden, wo sich dunkle Wolken zusammenbrauten.

Von unten aus der Luke ertönte die Stimme von Peter:
„Absteigen, meine Damen und Herren. Die Tour nähert sich dem Ende.“

Wir kletterten hinunter ins Maschinenhaus, nicht ohne sehnsüchtig einen letzten Blick in den weiten Himmel zu werfen. Peter verschloss die Luke. Hinunter ging es mit dem Aufzug.

Auch unten konnte man inzwischen die Windböen spüren. Eine Wandergruppe musterte besorgt den bedeckten Himmel. Sie hatten geplant, sich hier für eine längere Tour mit Proviant einzudecken, doch der sich abzeichnende Wetterumschwung entfachte eine erneute Diskussion über die Route.

„Das wird stark regnen. Oder zumindest einen ordentlichen Hochnebel geben“, prophezeite jetzt auch Peter, während er uns den Hügel hinunter ins Begegnungszentrum führte.

Ich hakte mich bei dem leicht humpelnden Schlusslicht unserer Gruppe ein, auch wenn Ayshe nicht wirklich eine Stütze nötig hatte. „Die haben hier einen kleinen Shop mit netten Mitbringseln“, erzählte sie. „Zudem arbeitet dort ein Praktikant aus Amerika. Der ist indianischer Abstammung und soll ganz süß aussehen“, kicherte sie verlegen, „hat zumindest meine Cousine erzählt.“

Der kleine Laden war ganz auf alternative Energien und Naturmaterialien ausgerichtet. Ayshe stieß mich in die Seite. „Schau mal, Christina. Der Typ mit den langen schwarzen Haaren hinter dem Schalter.“

„Sieht nicht schlecht aus.“ Ayshe erstand eine Miniwindanlage, deren Flügel sich bei Sonne von einer Solarzelle angetrieben drehten. Kenji und Lukas stöberten in den Modellbaukästen.

Nach dem reichhaltigen Essen erreichte unsere ansonsten sehr agile Truppe ihr Minimum an Mobilität, so dass Peter uns in den Vortragssaal führte, in dem wir uns einen Film über erneuerbare Energien anschauten. In der anschließenden Fragerunde drängte Lukas jedoch schon nach der zweiten Frage zum Bouldern. Schon vorhin hatte er mit Torben die Kletterwand an der Südseite des Gebäudes inspiziert.

Nach einer Weile wurde das Wetter ungemütlich. Ein scharfer Wind brachte Kälte hinauf und erste Schauer kamen herunter, die durch die kleine Überdachung der Kletterwand kaum abgehalten wurden. Die Wandergruppe hatte den Rest ihrer Wanderung schon abgesagt und wartete auf ihren Bus. Kenji war jetzt ganz blass und auch Ayshe hatte mit ihrem schmerzenden Knie keine große Lust mehr. Bei Sichtung unserer platt gekämpften Truppe beschloss Peter den Ausflug zu beenden. Nur Lukas war sauer, dass er nicht länger Bouldern konnte.

„Hustendes Weichei“, beschimpfte er Kenji und setzte sich im Bus demonstrativ neben Torben.

„Du hast die Feinfühligkeit einer Sturmboje!“, wettete ich, doch Torben und Lukas waren schon in eine angeregte Diskussion vertieft.

Abflug um Mitternacht

Die Kletterhandschuhe lagen noch da, wo wir sie heute Mittag hingelegt hatten. Ich durchwühlte meinen Rucksack. Zum Glück fand ich meine kleine Stirnlampe. Ich spannte sie mir über den Kletterhelm. Die Vorstellung, bei Ausfall der Beleuchtung im Innern des Turmes im Dunkeln an der Wand zu hängen, behagte mir ganz und gar nicht.

Die Verbindungsstücke zur Leiter fand ich, fein säuberlich geordnet, in einer kleinen Kiste. Ich nahm eines auf und befestigte es mit klammen Fingern an meinem Gurt. Mir war immer noch kalt.

„Was mache ich bloß hier?“

Vor ein paar Stunden war ich in meinem Bett aufgewacht. Der wolkenverhangene Vollmond hatte durchs Fenster geschienen und unwillkürlich hatte ich nach dem Amulett gegriffen, das ich am Abend zuvor in meinem Rucksack gefunden hatte. Es hatte neben dem Solarhubschrauber aus Holz gelegen, den ich im Shop gekauft hatte. Definitiv hatte ich das Amulett nicht selber erstanden. Peter musste es mir hineingelegt haben. Wie ich dann genau zu diesem Turm gekommen war, wusste ich nicht, aber irgendetwas trieb mich in Richtung Gondel.

Ich ignorierte meine aufkeimenden Bedenken und stieg vorsichtig die Leiter hoch. Der Aufstieg war leichter, als ich ihn in Erinnerung hatte. Nur wenig außer Puste erreichte ich das Maschinenhaus. Auch das Innere der Gondel war jetzt in ein schwaches Licht getaucht.

Ich sah mich um. Das alte Amulett hing noch an der Wand. Meines sah auch viel neuer aus, so wie frisch hergestellt und ungenutzt.

An der Luke zur Gondeldecke ertönte plötzlich ein Geräusch. Der Drang wieder abzustiegen wurde stärker, doch ich widerstand und machte mich stattdessen in Richtung Lukenleiter auf. Das Geräusch wiederholte sich, dann tauchte im schwarzen Loch der Luke ein rundes Gesicht auf.

„Kenji!“, ich war erleichtert „Was machst du hier?“

„Das könnte ich dich auch fragen.“

Das Gesicht verschwand wieder. Ich fasste die Leiter und kletterte nach oben. Kenji saß, wie heute Mittag, auf dem Lukenrand und schaute in die Nacht. Ich setzte mich wortlos daneben. Der Himmel war dunkel, doch das Mondlicht beschien die Gondeldecke und beleuchtete die Nebelschwaden, die sich um die Mühle und ihre Flügel legten.

Auch Kenji trug ein Amulett mit dem gleichen Symbol. Doch Kenji wusste, woher es kam.

„Das hat mir der Praktikant aus Amerika verkauft. Während er es einpackte, hat er mir dann gleich die zugehörige Sage erzählt. Ein ziemlich phantasievolles Märchen. Nachts, wenn die Wolken tief genug hängen und Nebel die Gondeln einhüllt, so dass sie unten vom Turm keiner mehr sehen kann, dann lösen sich ihre Verankerungen. Der Gondelbauch liegt dann frei auf der Turmspitze. Und genau um Mitternacht erheben sich die Gondeln nebst Rotor und Flügeln in die Luft. Sie steigen hoch

und lassen die Türme alleine im Nebel zurück. Dann schweben sie durch die Lüfte und gleiten durch die Wolken.“

Kenji erzählte so gut, dass ich die Gondel unter mir schwanken fühlte.

„Ist schon Mitternacht?“, flüsterte ich.

„Keine Ahnung. Ich dachte nur, den Typ hat's aber ganz schön erwischt und ... „

Kenji redete nicht weiter. Der Nebel am Gondelrand war jetzt so dicht, dass ich meinte, Watte würde die Gondel einfassen. Die Watte senkte sich. Stück für Stück sank sie nach unten und leichtere Nebelschwaden legten sich von oben auf die Gondeldecke. Kenji stemmte sich aus der Luke und starrte auf dem Gondeldach kniend in die Dunkelheit.

„Du, ich glaube, wir heben ab.“

Wir konnten es nicht sehen. Niemand konnte es sehen. Aber im Nebel unter uns ragte ein langer grauer Turm in die Höhe. Ein mächtiger Stahlturm mit einer Spitze, die nichts trug und der in einem runden, großen Loch endete. Ein Loch, in dem eine schwache, schummrige Beleuchtung vergeblich versuchte, in der Dunkelheit Aufmerksamkeit zu erregen.

Henry

Je höher wir stiegen, desto heller wurde es. Der Nebel lichtete sich. Das Mondlicht beschien einige niedrige weiße Wolken und kleidete die Gondeldecke in ein irrationales Licht. Kenji verlängerte sein Sicherungsseil und bewegte sich auf allen Vieren vorsichtig in Richtung Gondelrand.

„Wir haben uns vom Boden gelöst. Wir fliegen“, behauptete er.

Ich schaute ungläubig und war mir nicht sicher, welche Alternative ich beunruhigender fand, dass Kenji jetzt übergeschnappt war oder dass wir uns auf einer im Raum schwebenden Gondel befanden. Ich stemmte mich vorsichtig auf das Gondeldach und kroch Kenji hinterher. Die Wolken um uns waren dünner und heller geworden, aber der Blick vom Gondelrand ging in dichten Nebel. Nebel, der in eine Richtung zog.

„Überfliegen wir den Nebel?“ Ich wurde unsicher.

Kenji hielt eine Hand in die Nebelschwaden, die vorbeizogen. „Wir bewegen uns“, meinte er.

Seiner Stimme spürte man die Aufregung an. Wir schoben uns zur Gondelmitte zurück und setzten uns im Schneidersitz auf das Gondeldach. Immer mehr kleine, mondbeschienene Wolken zogen vorbei. Über uns wurde der Himmel klarer und trotz Mondlicht konnte ich erste Sterne erkennen. Langsam begann ich mich an den Gedanken zu gewöhnen, dass wir möglicherweise ohne Turm durch die Nacht schwebten.

Plötzlich tauchten vor uns seltsame Konturen auf. Drei graue, mächtige Arme hielten im schwindenden Nebel direkt auf uns zu. Unbewusst erfasste ich mein Amulett. Die Arme rotierten und kamen bedrohlich näher. Sie waren weißlich und hatten rote Verzierungen.

„Das ist ein Windrad!“, rief Kenji.

Er hatte Recht, auch ich erkannte nun einen Rotor und drei große Flügel. Zudem sah man deutlich, dass auch dieses Windrad nicht mit dem Boden verankert war. Der Turm fehlte. Es war eine Gondel mit Rotor, frei schwebend in den Wolken.

„Hey!“, ertönte es plötzlich aus Richtung des anderen Windrades.

„Können die Mühlen jetzt auch noch reden?“

Ich wischte mir die Haare aus den Augen. Auf dem Gondeldach des anderen Windrades bewegte sich etwas.

„Hey!“, rief nun auch Kenji und schwenkte seine Arme. „Da ist Lukas. Siehst du ihn? Oben auf der Gondel. Und das ist Henry, die kleine schnelle Maschine von heute morgen.“

Lukas stand mitten auf der Gondel und winkte uns fröhlich zu.

„Ist das nicht cool? Wir fliegen!“, schrie er, was eigentlich gar nicht mehr nötig war, denn er war inzwischen schon so nah, dass ich Angst bekam, dass sich die Flügel der beiden Maschinen berühren würden.

„Mega! Giga!“, gab Kenji zurück.

„Yeah“, antwortete Lukas und drehte mit Henry eine scharfe Rechtskurve knapp an Paulas Rotorblättern vorbei. Dann umkreiste er Paula.

„Versucht es mal, man kann sie lenken. Einfach die Gondeldecke berühren und an die gewünschte Richtung denken.“

Dabei drehte er nach oben ab und flog ein Stück in Richtung Mond. Kenji ließ sich auf den Gondelboden nieder und berührte Paula. Das Windrad schien neuen Schwung zu erfassen. Schon bald zog Paula nach in Richtung Henry. Lukas, der das beobachtete, beschleunigte und bewegte sich in weit schwingenden Bögen durch den hier oben klaren Himmel.

Kenji tat es ihm nach. Ein berauschendes Gefühl. Mir wurde leicht, fast schwindelig. Kenji und ich sahen uns an und lachten vor Vergnügen. Zwei Windräder auf Achterbahnkurs am hellen Sternenhimmel.

Nach einer Weile kam Lukas wieder näher. „Wisst ihr was?“, rief er, „Wir fliegen nach Afrika!“

„Nach Afrika? Du spinnst.“

„Aber klar doch, nach Afrika! Auf nach Afrika!“ Lukas lies sich nicht abhalten und zog Henry mit atemberaubender Geschwindigkeit in Richtung Süden.

„Das geht nicht! Die Gondeln müssen bei Nebelende wieder sicher auf Ihren Türmen stehen!“, rief Kenji.

Doch Lukas war schon außer Hörweite.

„Die Türme müssen bei klarer Sicht die Gondeln tragen, sonst geht der Zauber verloren!“ Kenjis Stimme klang besorgt.

„Das hat mir der Praktikant erklärt.“

Wir schauten uns unsicher an.

„Wir ...“ „Wir müssen Lukas zurückholen“, ergänzte Kenji und beugte sich zu Paula. Schnell nahm Paula Geschwindigkeit auf und folgte Henry.

Lampedusa

Wir flogen durch die Mondnacht. Am Horizont konnten wir Henrys Flügel glitzern sehen. Kenji erhöhte die Geschwindigkeit von Paula. Doch immer, wenn wir näher kamen, legte auch Henry zu.

In atemberaubender Geschwindigkeit ging es bald durch die Nacht. Zum Glück war es hinter Paulas Flügeln fast windstill. Ich legte mich auf das Gondeldach und genoss den Sternenhimmel. Die Zeit verging wie im Flug. An Umkehren dachte keiner von uns beiden. Zudem war der schnelle Henry schon bald nicht mehr zu sehen.

Je näher wir nach Süden kamen, umso wärmer wurde es.

„Bald müssten wir in Afrika sein, ich fliege mal etwas tiefer.“

Kenji senkte die Gondelspitze. Unter uns war es stockdunkel. Meer oder Wüste? Ich schaute mit angestregten Augen ins Dunkel. Hatte ich dort einen Schatten gesehen?

„Pass bloß auf! Flieg nicht zu niedrig, sonst berühren wir Grund!“, warnte ich Kenji.

An einigen Stellen spiegelte sich plötzlich das Mondlicht im Wasser und ich konnte weiße Gischt erkennen. Wir befanden uns also noch über dem Mittelmeer.

In der Ferne schimmerten einige Lichter. Kenji hielt darauf zu. Beim näherkommen erkannte ich die Hafeneinleuchtung einer kleinen Insel. Sie kam mir irgendwie bekannt vor.

„Die Hafeneinfahrt kenne ich“, rief ich aufgeregt. „Hier habe ich mit meinem Vater im letzten Sommer Urlaub gemacht. Traumhafte Sandstrände gibt es dort unten. Von dem Hafen aus haben wir tolle Rundfahrten unternommen. Delphine konnten wir sehen und Schildkröten. Das ist Lampedusa im Mittelmeer.“

All die schönen Erinnerungen an die letzten Ferien kamen wieder hoch. Ich wäre damals gerne länger geblieben und würde am liebsten auch dieses Jahr wieder nach Lampedusa fliegen. Doch mein Vater wollte nicht.

„Diesen Sommer will mein Vater woanders hin. Das würde ihm hier zu ungemütlich, sagt er.“

„Sieht doch sehr gemütlich aus“, befand Kenji, während er eine Runde über dem kleinen Hafen mit den bunten Fischerbooten drehte.

Am Kai bewegte sich etwas. Ein kleines Polizeiboot legte ab und steuerte auf die Hafenausfahrt zu. Eine nächtliche Patrouillenfahrt in die offene See stand an.

„Ich glaube, wir verziehen uns besser.“ Kenji drehte ab und überflog den noch schlafenden Flughafen im Südosten der Insel. Bald darauf waren wir wieder über dem offenen Meer.

Wind kam auf. Die im Mondlicht schimmernde Meeresoberfläche wurde unruhiger. Beachtliche Wellen erzeugten große schaumige Gischtränder. Kenji flog jetzt knapp über Meereshöhe. Eine besonders hohe Welle berührte die Rotorblätter.

„Wir sind viel zu tief, flieg höher“, rief ich besorgt und klammerte mich an den Lukenrand.

Kenji lachte, zog die Gondel aber ein ganzes Stück nach oben. Der Wind drückte jetzt die Wellenberge unkontrollierbar in alle Richtungen. Das eben noch gelangweilte Meer tobte sich jetzt aus.

„Auf dem Wasser möchte ich zur Zeit nicht sein“, sagte ich, froh, dass die stabile Paula nur mit dem Wind kämpfen musste.

„Da drüben ist ein Schiff.“ Kenji zeigte auf die See direkt vor uns.

Schiff war übertrieben, der alte Kahn hatte noch nicht einmal ein durchgehendes Deck. Er hüpfte auf den Wellen wie eine Nusschale. An Bord konnte ich Menschen erkennen. Keine Fischer in Öljacken, sondern zahlreiche Personen in leichter Bekleidung, auch Frauen und Kinder. Sogar auf dem schmalen Kajütendach saßen Menschen mit ihren Bündeln.

„Die schaukeln besser als auf einer Wildwasserbahn“, kommentierte Kenji die Szene.

„Nach ein paar Stunden auf schwankenden Brettern ist mir immer kotzübel“ Ich empfand die Situation der Bootsfahrer als wenig angenehm.

Eine große Welle prallte seitlich gegen das Boot, so dass Wasser hineinspritzte.

„Sie müssen den Kahn in den Wind drehen“, kritisierte Kenji die Steuerung.

Die meisten Leute klammerten sich jedoch nur krampfhaft fest. Mir war inzwischen klar, was wir hier sahen.

„Das sind Afrikaner. Das ist ein Flüchtlingsboot aus Afrika. Die wollen nach Lampedusa, das ist die südlichste Insel Europas.“

„Aber die sind viel zu weit östlich, sie werden an der Insel Kilometer vorbeifahren“, rief Kenji. Ich schwieg.

„Die fahren gar nicht mehr, die treiben nur noch. Wenn die wieder ins offene Meer hinausgetrieben werden, dann kommen sie nirgendwo an. Eher gehen sie unter.“ Kenjis Stimme klang inzwischen sehr besorgt.

„Wir müssen Hilfe holen.“

„Lass sie doch. Was können wir schon tun? Besser sie gehen nach Afrika zurück. Die wollen doch nur unser Geld.“

Ich zuckte zusammen. Hatte ich das gesagt? Oder hatte ich das nur so auf Lampedusa gehört? Ich verstummte und biss mir

auf die Lippe. Als hätte er meine Bemerkung nicht gehört, drehte Kenji in Richtung Lampedusa ab.

„Wir holen Hilfe.“

Zu allem Übel zog wieder Nebel auf. Glücklicherweise sahen wir nach einer Weile die Positionslichter des Polizeibootes. Doch leider entfernten sie sich in der falschen Richtung.

„Was sollen wir tun? Wir können doch nicht von unserer Gondel winken. Die halten uns ja für Aliens auf einem dreiarmligen Ufo.“ Kenji verlangsamte die Geschwindigkeit.

Ich sah mich um. Am hinteren Rand der Gondel konnte ich die Gefahrenbefeuerung erkennen.

„Wir müssen unser Positionslichter einschalten“, schlug ich vor.

Kenji zögerte: „Dazu muss jemand zum Gondelrand und ich bekomme die Maschine hier nicht ruhig.“

Vom schlechten Gewissen geplagt, legte ich mich auf den Bauch und robbte mich auf der schwankenden Paula in Richtung Gondelende. Der nächste heftige Windstoß warf die Gondel nach links. Ich verlor den Halt und rutschte zur Seite. Erst an der nur handbreithohen Reling kam ich dank Gurt zum Stopp. Von da an ging es einfacher. Ich zog mich an der Kante nach hinten zu dem kleinen Glaszylinder. Zum Glück konnte ich die Leuchte manuell aktivieren. Ein rotes, blinkendes Licht begann sich zu drehen, schien mir direkt ins Gesicht und tauchte die Gondeldecke in ein schummriges Rot. Ich kroch zur Luke zurück.

„Na dann los.“ Kenji flog dem Patrouillenboot direkt vor die Nase.

„Jetzt sollten sie es gesehen haben.“

Doch als wir abdrehten in Richtung Flüchtlingskahn, reagierte das Polizeiboot nicht.

„Mist, wieso?“ Kenji war frustriert.

„Unser Licht geht viel zu viel nach oben, das ist halt für Flugzeuge gedacht und nicht für Boote.“

„Dann müssen wir schräg fliegen.“

Kenji zog abrupt die Gondelspitze hoch, so dass sich die Rückseite der Gondel mit der Beleuchtung in Richtung Meer neigte. Unvorbereitet wie ich war, hätte ich beinahe meine Rutschpartie zur Gondelkante wiederholt. Im Maschinenhaus schepperte etwas.

„Eine Warnung wäre nicht schlecht gewesen“, monierte ich, während ich noch damit beschäftigt war, meine aufrechte Position einigermaßen wiederherzustellen.

Auf dem Patrouillenboot gingen jetzt die Suchscheinwerfer an.

„Sie haben uns gesehen!“, freute sich Kenji.

Die Scheinwerfer strichen mehrfach über die Wellen und richteten sich dann nach oben. Kurz vor der Gondel verließ den hellgelben Strahl jedoch die Kraft.

„Gut so“, meinte ich, „So sehen sie nur unser Licht, aber nicht die Gondel.“

Kenji nahm Kurs auf das Flüchtlingsboot. Das Polizeiboot setzte einen langen Heulton ab, folgte uns aber diesmal.

Nach einer Weile konnte ich den untauglichen Kahn erspähen. Obwohl die Insassen mit aller Kraft schöpften, schien das Boot Wasser zu fassen. Kenji drehte eine Runde über dem Flüchtlingsboot. Die Suchscheinwerfer des Polizeibootes schwankten ziellos im Nebel hin und her. Doch plötzlich blieben sie stehen. Sie hatten etwas entdeckt. Ich hörte Rufe und die zwei Boote kamen sich näher. Bald lag das Flüchtlingsboot im vollen Scheinwerferlicht.

Kenji zog die Gondel wieder nach oben.

„Wir können unser Licht jetzt ausmachen.“

Diesmal war ich geschickter, ich rutschte direkt zur niedrigen Reling und hangelte mich nach hinten.

Die beiden Boote lagen jetzt dicht neben einander. Die Scheinwerfer erleuchteten den Kahn, dessen Zerbrechlichkeit dadurch noch deutlicher sichtbar wurde. Ein Wrack voller erschöpfter, aber über ihre Rettung glücklicher Menschen.

Am Rande der Sahara

Je näher wir Afrika kamen, desto wärmer wurde der Wind. Der Nebel verschwand spurlos. Am Boden machte der leichte Schimmer des Meeres einer dunklen Küstenlandschaft Platz, die nur vereinzelt von kleinen Lichtpunkten unterbrochen wurde. Plötzlich flog uns feiner Sand ins Gesicht. Kenji zog die Maschine höher. Im ersten Morgenlicht konnten wir in der Ferne eine große rotgelbe Staub- und Sandwolke erkennen. Diese zog zum Glück nach Westen ab.

„Etwas eher und wir wären direkt in diesen Sandsturm geraten“, stellte Kenji erleichtert fest.

Das Licht wurde langsam kräftiger und wir flogen über eine Halbwüste aus verdorrten Sträuchern, braunem Fels und Geröll. Plötzlich veränderte sich die Landschaft. Der Boden wurde sandiger und dann breiteten sich gewaltige Dünenfelder vor uns aus. Wohin wir auch schauten, gewellte Sandberge in ockergelben Tönen. Ich hatte so etwas noch nie gesehen.

„Wie ein großes Meer aus Sand“, bemerkte ich erstaunt.

Plötzlich rief Kenji: „Da ist Lukas. Er ist gelandet.“

“Wie? Gelandet? Wir können nicht landen. Wir haben keinen Turm. Ohne Turm brechen die Flügel ab oder bleiben im Sand stecken.“

Ungläubig beugte ich meinen Kopf über den Gondelrand.

Kenji wiederholte sich: „Er ist gelandet, sieh doch.“

Und wirklich, da unten war Henrys Gondel und die rotweißen Flügel reckten sich frei in die Luft.

„Lukas hat die Gondel mit dem Hintern aufgesetzt. Genial. Das ziehen wir auch durch.“

Begeistert drehte Kenji bei. Der Rotorkopf von Henry stand fast senkrecht nach oben, so dass die Rotorblätter sich ungehindert im Wind drehen konnten. Hätten sie zumindest. Henrys Flügel drehten sich nicht. Nicht einen Zentimeter, trotz Wind.

„Den Spuren nach sieht es ein wenig so aus, als hätte Lukas versucht, am Rande der Düne zu landen, und ist dann auf dem Hintern in diese Position gerutscht“, wagte ich einzuwenden, da ich voraussah, dass Kenji jetzt ein schwieriges Manöver starten würde.

Wir hielten uns am Lukenrand fest und Kenji drehte Paula in die Senkrechte. Wie gewohnt, beschwerten sich einige Dinge im Maschinenhaus durch lautes Scheppern. Kenji drückte Paula nun nach unten, bis die Gondel auf ihrem Allerwertesten landete.

„Gar nicht übel!“ Erleichtert hangelten wir uns durchs Maschinenhaus zur Turmöffnung. Die Unterseite der Gondel bildete eine fast senkrechte Wand. Wie durch ein übergroßes Fenster schauten wir aus dem Turmloch nach unten. Da saß Lukas seelenruhig auf einem Stein und sah zu uns hoch.

Die Ausrüstung für die Wartungsarbeiten an den Flügeln lag noch in der Kabine. Sie war gegen die Mittelwand gerutscht. Kenji nahm sich ein langes Seil und befestigte es an der Turmöffnung.

„So, jetzt können wir uns abseilen.“

Ich blieb skeptisch: „Und wie kommen wir nachher wieder hoch?“

Kenji, der wie Lukas dazu neigte, seine halbe Kletterausrüstung ständig bei sich zu tragen, zog zwei Prusikschlingen aus seinem Rucksack.

„Damit können wir am herunterhängenden Seil wieder aufsteigen. Geübt haben wir ja genug.“

Die Schlingen aus dem dünneren Seil hatten den Vorteil, bei Belastung hängen zu bleiben, und konnten so als Steighilfe benutzt werden. Bei Wegnahme der Belastung konnte man sie höher schieben. Ich war beruhigt. Wir befestigten das lange Seil an meinem Gurt und kontrollierten die Knoten. Auf Kenjis Drängen ließ ich mich zuerst hinab, dabei stemmte ich mich mit den Beinen gegen die Gondelseite. Überraschend unkompliziert und sanft landete ich im weichen Sand. Ich sicherte von unten und Kenji folgte.

Lukas hatte es sich auf einem staubigen Felsblock bequem gemacht und kaute genüsslich mit vollen Wangen. Uns lief sofort das Wasser im Munde zusammen, wurde uns doch bewusst, dass wir noch nicht gefrühstückt hatten. Kenji konnte sich nicht zurückhalten,

„Was isst du?“

Lukas hielt ihm eine volle Lunchtüte entgegen.

„Bedient euch. Irgendjemand hat die Verpflegung der abgesagten Wandergruppe im Turm von Henry gelagert. Die habe ich in die Gondel gezogen. Zehn Tüten, das dürfte einige Tage reichen.“

Wir ließen uns neben Lukas nieder und öffneten die Papiertüten. Der leckere Duft von frischen Äpfeln und belegten Broten schlug mir entgegen.

„Ich bin direkt in diesen starken Sandsturm gekommen. Super staubig war das. Man konnte die Hand vor den Augen nicht mehr sehen“, erzählte Lukas begeistert, „Leider hat Henry jetzt Sand im Getriebe und dreht sich kaum noch. Daher fliegt er auch nicht mehr.“

„Paula fliegt noch. Dann kommst du eben mit uns“, schlug Kenji vor, während er herzhaft in eines der Brote biss.

„Auf keinen Fall. Hier wird keiner zurückgelassen.“

Lukas kaute in Ruhe weiter an seinem Sandwich. Doch an seinen Füßen, die unruhig im Sand hin und her rutschen, konnte ich merken, dass er nicht ganz so entspannt war, wie er uns weismachen wollte. Ein kaputtes Windrad war sicher nicht Sinn dieser Reise. Plötzlich hielt er inne, sein Fuß war an etwas Hartes gestoßen. Er griff in den Sand, packte zu und zog. Eine kleine Schaufel trat zu Tage.

„Eine Schaufel? Hier mitten in der einsamen Wüste?“

„Eine Schaufel. Definitiv keine Fata Morgan.“, stimmte der kauende Kenji ihm trocken zu.

Ich schaute mich um. Am Rande der nächsten Düne konnte ich Steine und eine kleine Erhebung erkennen. Eine eckige Erhebung.

„Da drüben ist ein Haus!“, rief ich aufgeregt.

Wir sprangen auf und liefen erwartungsvoll hinüber. Doch das Haus war kaum seine Bezeichnung wert. Halb verdeckt von den Ausläufern der Düne sahen wir die Reste eines einfachen fensterlosen Gebäudes aus bröckelnder ausbleichender Erde. Die kleine hölzerne Eingangstür war vom Sand halb zugeschüttet. Nach einigem Graben – wie praktisch, eine Schaufel zu haben - ließ sie sich ein Stück weit bewegen und wir konnten einen Blick ins Innere richten.

Das ganze Haus bestand nur aus einem einzigen Raum. Der Boden war uneben und sandbedeckt. Wohin wir auch blickten: kleine Sandverwehungen, eine Dünenlandschaft in Miniformat.

„Man hat das Haus wohl aufgegeben.“ Kenji schlüpfte hinein.

Der Raum schien gleichzeitig als Wohn- und Lagerhaus gedient zu haben. Aus dem Sand ragten zahlreiche leere Leinensäcke. Auch Lukas zwängte sich jetzt durch die Tür und zog an dem Leinen.

„Leere Säcke, alles voller leerer Säcke.“ Aus seiner Stimme klang Enttäuschung.

„Hier sind noch volle!“, rief Kenji aus einer Ecke.

„Was ist denn drin?“ Auch ich hatte mich inzwischen in den verglichen zur Außenwelt doch etwas kühleren Raum getraut. Kenji ließ seine Hand in einen der Säcke gleiten.

„Es fühlt sich an wie kleine Steine oder Körner. Nein, das sind Samen.“

„Samen?“

„Ja, Unmengen schwarzer Samen.“

Kenji ließ die dunklen Körner durch seine Finger rieseln. Da mich das interessierte, trat ich näher und zog einen der Säcke in den Lichtstrahl der Tür.

„Da steht etwas drauf.“ Ich beugte mich über den Sack.

„Stop desertification!“, konnte ich mühsam entziffern.

„Die Körner sollen gegen Wüstenbildung helfen.“

Ich betrachtete sie genauer. Dies schienen sehr anspruchslose Samen zu sein, wenn sie hier keimen sollten.

„So, wie das aussieht, scheinen die Samen nichts gebracht zu haben“, stellte Lukas in Erinnerung an die Dünen wenig aufmunternd fest.

„Wenn man's nicht aussät, sondern in verfallenen Hütten herumliegen lässt, bringt das auch nichts“, verteidigte ich leicht sauer die mir gefallende Idee.

Kenji kramte schon in der nächsten Ecke.

„Schaut mal! Hier gibt es noch sandige Mehltreue und Flaschen mit ... „

Er öffnete den rostigen Verschluss und schnupperte. „Mit Öl.“

„Öl? Genial, gib her.“

Lukas kam wieder in Fahrt. Mit den Ölfaschen in der Hand stürmte er nach draußen. Ich studierte die bebilderte Anleitung auf den Säcken und begann, sie ins Freie zu ziehen. Kenji schob unwillig ein wenig mit, machte sich jedoch bald auf die Suche nach Lukas. Drei Säcke mit Samen waren noch unversehrt. Diese zog ich durch die Tür und schleppte sie mühsam zum Landeplatz. Niemand war zu sehen.

„Kann mal jemand helfen? Wo seid ihr eigentlich?“

Lukas hockte auf der Gondelspitze von Henry, direkt am Rotor, und ließ den Inhalt der Ölfaschen in die schmale Spalte zwischen Rotorkopf und Gondel fließen. Zum Glück wurde er von unten von Kenji gesichert. Das war auch bitter nötig. Nachdem er die beiden geleerten Flaschen in den Sand geworfen hatte, ruckelte er an den Rotorblättern.

Als das keine Wirkung zeigte, stemmte er sich mit seinem vollen Gewicht von der Gondelspitze gegen das erste Blatt. Es knirschte leicht, ließ sich aber nicht bewegen.

„Passt auf! Vorsicht!“

Wie ich Lukas kannte, würde die Angelegenheit nun immer waghalsigere Ausmaße annehmen. Lukas trat zwei Schritte zurück, nahm einen kurzen Anlauf und warf sich mit seinem gesamten Körpergewicht gegen den Flügelansatz. Der Rotor bewegte sich. Doch leider zu schnell. Lukas wurde über den Gondelrand gerissen. Mit seinen ölglaten Händen rutschte er am Blatt ab, verlor den Halt und stürzte.

Der erstaunte, doch aufmerksame Kenji reagierte schnell und konnte Lukas am Seil in der Höhe halten. Der prallte unsanft gegen die untere Gondelseite. Noch baumelnd reckte Lukas seinen Hals nach oben.

„Was macht der Rotor?“

Zu unserem Glück war der Rotor nicht stehen geblieben, sondern drehte sich weiter gleichmäßig im aufkommenden Wind.

„Yeah, that's it.“

Lukas strahlte. Auch mir fiel erleichtert ein Stein vom Herzen.

„Gut, dass wir hier wegkommen. Ich fühl mich schon wie die da.“

Kenji zeigte auf das ausgebleichene Skelett einer Ziege, das der Sand schon fast begraben hatte. Die Sonne stand noch nicht senkrecht am Himmel, aber die Hitze war kaum auszuhalten.

Ich öffnete einen der Säcke mit den Samen.

„Was hast Du vor?“, erkundigte sich Kenji.

„Ich werde sie hier entleeren, so haben die Samen noch die Möglichkeit zu keimen.“

„Das bringt nichts, in ein paar Tagen hat diese Düne sie überweht.“

Kenji hatte Recht und stürzte mich in Ratlosigkeit. Unter unseren Fußsohlen glühte der Sand und die Sonne brannte uns auf den Kopf. Hier würde nichts gedeihen. Kenji ergriff Paulas Seil.

„Ich habe da eine Idee.“

Er band die Säcke an das Seilende, und nachdem wir durch die Turmöffnung zurück in die Gondel geklettert waren, zogen wir sie ins Maschinenhaus.

Zuerst startete Lukas mit Henry. Alles lief wie geschmiert. Danach folgte Paula über den Dünenkamm. Dahinter breitete sich, so weit wir sehen konnten, eine Landschaft aus Sand aus, nichts als goldgelber Sand. Wir entdeckten noch mehr verlassene Hütten, doch auch hier waren schon große Wanderdünen eifrig damit beschäftigt, sie unter Metern von Sand zu begraben.

„Wo sind die Bewohner nur alle hin? Ich hoffe, sie konnten sich und ihr Vieh retten“, fragte Kenji, ohne von uns eine Antwort zu erwarten.

Erst nach einer ganzen Weile wurde es flacher und einige Steine mischten sich in den Sand. In einer Senke entdeckten wir eine Gruppe von einsamen Sträuchern. Doch bald darauf folgten wieder endlose Sandflächen. Wir flogen das Stück zurück und kreisten nochmals über den leicht verdorrt aussehenden Büschen, die sich mühsam gegen den Wüstenwind stemmten.

„Dort unten sieht es so aus, als würde sich da ab und zu Wasser sehen lassen. Zudem können die Büsche bestimmt Unterstützung gebrauchen.“

Ich kletterte zur Turmöffnung, an der wir die Säcke festgebunden hatten, und schüttete den Inhalt durchs Turmloch. Die leichten Samen drehten sich im Wind, flogen davon und verteilten sich.

„Viel Glück!“

„Wohin fliegen wir jetzt?“, rief Kenji zu Lukas hinüber.

„Dahin, wo es kühler und feuchter ist. Zu den Regenwäldern Afrikas!“

Lukas beschleunigte Henry.

„Hier geht's lang! Auf zu den Berggorillas! Zu den Silberrücken!“

Er war in bester Entdeckerlaune.

„Auf zu den Berggorillas“, wiederholte Kenji lautstark, streckte die Hand in die Höhe und drehte Paula auf den gleichen Kurs wie Henry.

„Wollten wir nicht bei Nebelende zu Hause sein?“, erinnerte ich mich schwach. Doch meine Bedenken unterlagen schnell der Vorfreude auf neue Entdeckungen.

Im Kongo

Die Pflanzen des Regenwaldes streckten uns ihre schönste sattgrüne Seite entgegen. Einzelne Baumriesen ragten aus dem dichten Kronendach. Die Landschaft unter uns war hügelig, und ein großer Hügel, eng besetzt mit Bäumen in allen erdenklichen Grüntönen, schickte sich an, uns den Weg zu versperren.

„Wie sollen wir denn hier landen?“

Kenji ließ die Gondel steigen, doch Lukas blieb auf Kurs und drehte nur den Rotor zur Seite. Trotzdem rauschten seine Flügelspitzen durch das Blätterdach. Kreischend flogen einige Vögel auf. Erst kurz vor einem Baumriesen kam die Gondel zum Stillstand.

„Das ist ideal hier“, rief Lukas. „Wir können uns an den Baumwipfeln festbinden.“

Seine Maschine war kaum zu erkennen, wie ein paar überlange Luftwurzeln ragten die Rotorblätter aus den obersten Baumkronen. Kenji lenkte in Richtung von Lukas. Mit etwas weniger Blätterverlust brachte er die alte Paula neben Henry zum Stehen. Lukas hatte schon ein Seil um die oberen Äste seines Anlegebaumes geworfen und vertaute es sicher mit einem doppelten Bulinknoten. Ich schaute über den Gondelrand. Der Boden war nicht zu sehen.

„Wir scheinen noch etliche Meter über dem Boden zu sein.“

„Kein Problem, wir lassen uns aus dem Turmloch herab.“

Langsam und vorsichtig seilten wir uns in das Blättermeer hinab und tauchten in eine andere Welt. Schon nach wenigen Metern wurde es windstill und die Geräusche veränderten sich. Wo eben noch ein beständiges Rauschen zu hören war, ertönten nun Vogelstimmen in allen Stimmlagen und Variationen. Man warnte, verstummte und lockte erneut. Etwas unter uns ertönte ein Pfeifen und Kreischen. Ein gelbgefleckter Falter landete auf meinen Arm. Da er beim Klettern nicht besonders hilfreich war, setzte ich ihn nach kurzem Betrachten auf den nächsten Zweig. Dort hatten sich schon zahlreiche kleine Pflanzen, sogenannte Aufsitzer niedergelassen. Sie trieben Blüten und versprühten eifrig ihre Düfte, um Insekten anzulocken. Kenji hustete, die exotischen Gerüche reizten seine Nase.

Direkt neben unseren Seilen hingen moosbewachsene Lianen, die Lukas erfolgreich dazu verleiteten, sie als alternatives Kletterseil zu benutzen. Stockwerk für Stockwerk ging es tiefer und zarte Regentropfen vom letzten Tropenschauer tropften mit uns um die Wette nach unten. In den Astgabeln gediehen Farne und Orchideen, ein Leben ohne Bodenkontakt. Etwas kleines Braunes huschte vor uns einen Ast entlang und ließ Schalen auf den Boden fallen.

Wie benebelt kamen wir zwischen den beeindruckenden Brettwurzeln des Anlegebaumes auf dem Boden an. Während Kenji und ich von den Eindrücken noch sprachlos verschnauften, verlieh Lukas seiner Bewunderung auf die ihm eigene Art Ausdruck.

„Nächste Regenwaldfahrt in zwei Stunden. Für Wiederholer 50% Rabatt.“

Der Boden unter meinen Füßen war weich. Bestimmt hatte hier noch niemand gestanden.

„Was nun?“

„Berggorillas suchen.“

„Wieso bist du so sicher, dass hier Berggorillas leben?“, fragte Kenji.

„Ich habe mal einen Film über die Primatenforscherin Dian Fossey gesehen. Berggorillas leben im Wald. Und das hier ist ein Wald und auch ein Berg.“

Seiner ihm eigenen Logik folgend ging Lukas zielgerichtet den Hang hinunter. Doch so einfach war das nicht. Schon auf den ersten Metern verhinderten Ranken und abgestorbenes Holz ein schnelles Fortkommen.

„Macheten wären ganz nett.“

„Und ein wenig Mückenspray. Ich habe den Eindruck wir sind nicht unentdeckt“, ergänzte ich.

Etwas tiefer am Hang wurde der Wald zum Glück lichter. Trotzdem mussten wir verschwitzt und zerkratzt eine Pause einlegen. Plötzlich hörten wir nicht weit von uns das Brechen eines Astes. Wir verstummten und horchten angestrengt in Richtung des Geräusches. Holz knackte, trockenes Laub

raschelte und dann konnte man erkennen, dass sich irgendetwas schräg links von uns durch den Wald bewegte.

„Ein Silberrücken?“, flüsterte Kenji und seine Augen leuchteten.

Was auch immer es war, die nächsten Geräusche machten deutlich, dass es genau in unsere Richtung kam.

„Besser, wir halten uns erst mal versteckt“, raunte Lukas.

Nur allzu gerne duckten wir uns ins Unterholz. Direkt vor uns bewegte sich eine große, schwere Gestalt durch den Wald. Lukas hob den Kopf.

„Ein Schwarzafrikaner.“

Auch Kenji und ich richteten uns vorsichtig auf. Ein einzelner Mann ging zielstrebig einen zu uns quer liegenden Dschungelpfad entlang. In der Hand hielt er ein Gewehr.

„Ein Ranger“, behauptete Lukas.

„Der hat aber keine Uniform an“, wagte ich flüsternd einzuwenden.

In der Tat sah der Afrikaner mit seiner abgewetzten Khakihose und dem fleckigen, verschwitzten T-Shirt nicht allzu vertrauenerweckend aus.

„Dann trägt er das Gewehr zur Eigensicherung wegen der wilden Tiere“, beruhigte Lukas, „Aber besser, wir lassen uns nicht sehen, sonst verwechselt er uns noch.“

Wir warteten bis der Mann verschwunden war.

„Sollten wir uns nicht auch eigensichern?“, rutschte es mir heraus, doch Lukas war schon auf dem Pfad und ging in die Richtung, aus der der Mann gekommen war.

„Hier geht es sich viel leichter.“

Nach einer Weile auf dem Trampelpfad blieben wir stehen. Kenji rümpfte die Nase: „Das riecht aber komisch.“

„Da vorne wird gegrillt“, bestätigte Lukas und ich sah ihm an, dass er ans Essen dachte.

Eine intensive Geruchswolke zog zu uns hinüber. Meiner Ansicht nach roch es stark nach angebranntem, streng riechendem Fleisch.

„Ich finde, es riecht nach verbrannten Haaren“, widersprach ich und verzog die Lippen.

Aus derselben Richtung hörten wir jetzt Stimmen.

„Das muss ein Camp sein. Besser wir verlassen den Pfad und steigen noch etwas ab.“

Wir schlugen uns wieder ins Unterholz.

Plötzlich hörten wir in der Ferne einen Schuss. Vor Schreck zuckten wir zusammen und stolperten noch schneller vorwärts. Gerade als wir meinten, das Dickicht sei endlos, lichtete es

sich. Der Baum direkt vor uns war abgeknickt und geborsten. Dahinter sahen wir roten Lehm Boden. Auch die Bäume rechts und links von uns waren beschädigt, entwurzelt oder abgeschlagen. Ein trauriger Anblick. In der Ferne hörten wir Motorgeräusche, die langsam näher kamen.

„Das ist eine Straße, soviel zur Zivilisationsabgeschiedenheit.“

Wir duckten uns hinter einem umgestürzten Baum. Am Ende der aufgeweichten Lehmstraße wurde ein alter Lastwagen sichtbar. Auf der offenen Ladefläche saßen zwischen Säcken und Gerätschaften zahlreiche Afrikaner in zerlöchernten Hemden, die sich mühsam festhielten. Trotzdem war die Stimmung auf der Ladefläche ausgelassen. Lautes Stimmengewirr schwirrte zu uns herüber.

„Was sind denn da für schwarze Klumpen an den Stangen zum Trocknen aufgehängt?“, flüsterte ich.

„Ich glaube, das willst Du gar nicht wissen“, gab Lukas leise zurück.

Kenji unterdrückte ein Husten und kramte in seinem Rucksack. Im Hintergrund hörte ich sein Pumpspray. Als der ratternde Wagen vorbei war, hustete und keuchte er aus vollem Hals. Erst nach einer Weile beruhigte er sich. Lukas versuchte ihn aufzumuntern:

„Che Guevara hatte auch Asthma und hat es im Busch etliche Wochen ausgehalten.“

Ich runzelte die Stirn. „Wer ist Che?“

„Das ist der Typ, der auf den T-Shirts abgebildet wird. Der Revolutionär mit dem kleinen Stern auf der Baskenmütze. Kennt doch jeder.“

Lukas genoss es sichtlich, mehr über eine Person zu wissen als ich. Ich verdrehte die Augen.

„O.k., Kenji, dann hast Du ja noch ein paar Wochen.“

Trotz dieser Motivation einigten wir uns darauf wieder hochzusteigen.

„Gorillas scheint es hier nicht zu geben.“

„Nun ja, vielleicht war der Film schon etwas älter“, räumte Lukas ein.

Auf dem Weg zurück sahen wir eine Horde kleiner langschwänziger Affen, die genüsslich die Früchte eines Baumes ernteten.

„Na wenigsten gibt es hier andere Affen“, flüsterte ich, doch trotz aller Vorsicht flüchteten sie, als wir näherkamen. Ich sammelte einige Früchte und probierte.

„Schmeckt nach Feige. Wenn man Vorkoster hat, ungefährlich.“

Genüsslich kauten wir die erfrischenden Früchte.

Bevor wir zurück in die Gondeln kletterten, erstiegen wir einen kleinen Felsen, der am Rande der Hügelspitze aus dem Blättermeer ragte.

„Gut, dass wir den vorhin nicht gerammt haben.“

Hinter unserem Hügel setzte sich die bewaldete Landschaft fort. Doch jetzt konnten wir deutlich sehen, der Regenwald war nicht mehr intakt. Ein Netz von Straßen zerschnitt den Urwald in kleine Inseln, an dessen Rändern die Bäume gelichtet waren. Direkt vor uns wurden die Maschen enger, sehr eng. Wie freigelegte Blutadern unter grüner Haut kam die eisenhaltige, rote Tropenerde zum Vorschein. Dazwischen gefälltte Bäume, verkohlte Wurzelstämme und verbrannte Erde. Ich ließ meine Frucht fallen. Der Appetit war mir vergangen.

Dem uns direkt gegenüberliegenden Hügel hatte man die Kuppe abgeschlagen, einfach abrasiert. Zahlreiche rostbraune Löcher fraßen sich in die Tiefe. Staubige Arbeiter holten Steine aus der Erde und brachen Gesteinsmehl. Asseln gleich fuhren Kipplaster mit der dem Boden abgerungenen Fracht den Hang hinab.

„Die bauen mitten im Gorillawald Bodenschätze ab“, durchfuhr es Lukas.

In der Ferne qualmte es. Lukas wurde immer stiller.

„Wahrscheinlich bauen sie hier Coltan ab“, meinte er plötzlich. „Das braucht man zur Handyherstellung. Als ich mein drittes neues Handy wollte, hat mein Dad mir das erzählt.“

Sein Vater war viel auf Reisen, und wenn er dann da war, redete er oft Englisch mit Lukas. Das wäre wichtig in der globalisierten Welt. Lukas war stolz darauf, aber eigentlich hätte er gerne mehr Zeit mit seinem Dad verbracht.

„Damals dachte ich, ihm wäre das Handy zu teuer und deshalb wolle er es mir ausreden.“

„Und hast Du es?“ Kenji war neugierig.

„Was?“

„Das neueste Handy?“

„Das aller- allerneueste Handy. Es kam ein paar Tage später mit der Post.“, Lukas zog ein glänzendes, aus einem großen Display bestehendes Gerät aus seiner Hosentasche und starrte es an.

Ich drängte zum Aufbruch: „Kommt, lasst uns gehen. Hier ist es ungemütlich.“

Der Aufstieg nach oben in die Gondel war lang und Kenji hatte schwer zu kämpfen, aber er schaffte es ohne zu stöhnen. Kurz vor dem Ablegen warf Lukas uns ein Seil hinüber.

„Diesmal fliegen wir als Tandem. So können wir uns nicht verlieren. Ihr folgt einfach Henry.“

Ich verknotete das Seil mit einem doppelten Achterknoten.

„Wohin geht es jetzt?“

Kenji war noch kurzatmig aber gut aufgelegt und neugierig.

„Welche Frage, unser Ziel haben wir ja erreicht“, dachte ich im Stillen, aber Lukas breitete die Arme aus und rief lauthals hinüber:

„Wir fliegen zum Himalaya.“

„Zum Himalaya.“ Kenji grinste und machte es sich bequem.

Im tibetischen Hochland

Im Schlepptau von Henry ging es rasend schnell vorwärts. Als es mir kühl wurde, stieg ich in das Maschinenhaus und schaute mich um. In der Nähe des Erste-Hilfe-Kastens entdeckte ich eine große, flauschige Woldecke. Ich nahm sie mit auf die Gondel und schlug mir die Decke um Rücken und Schultern. Als es fast ganz dunkel war, regte es sich am Verbindungsseil zu Henry. Lukas hatte sich eingehakt und hangelte sich hinüber.

„Henry findet das Ziel auch alleine.“

Auf dem Gondeldach von Paula kuschelten wir uns bald alle drei unter der großen Decke und starrten solange in den funkelnden Sternenhimmel, bis uns vor Müdigkeit die Augen zufielen.

Die Morgensonne weckte uns. Der Sonnenaufgang tauchte die schneebedeckten Berge in ein goldenes Licht. In ungewohnter Geräuschlosigkeit und fast völliger Windstille stoppten wir in anderthalbfacher Flügelhöhe direkt neben einem türkisblauen Gletschersee. Lukas stieg auf Henry um. Bald danach glitten aus beiden Gondeln Seile aus der unteren Turmöffnung. Drei geübte Kletterer seilten sich auf den Kiesstrand nach unten ab. Lukas legte einige schwere Steine auf die Seile,

„Das müsste reichen, um die Gondeln zu verankern.“

Den See speiste ein großer Gletscher.

„Geiler Ausblick“, entfuhr es Kenji.

Ich tauchte meine Hände in das klare, unberührte Gebirgswasser und kostete. Es schmeckte köstlich. Ich füllte die mitgebrachten Wasserflaschen und folgte Lukas und Kenji auf Entdeckungsreise in Richtung Eisdecke. Schnee knirschte unter unseren Füßen und glitzernde Eiskristalle spiegelten sich in der Sonne. Aus den großen Spalten zwischen dem teilweise tausend Jahre alten Eis ergoss sich ein Strom abschmelzenden Wassers in den See. Durch die Sonne und die für die Jahreszeit ungewöhnliche Wärme verlor der Gletscher überdurchschnittlich viel Eis.

Der See lag auf einem kleinen Plateau am Rande des Berges. An zwei Seiten ging es hinunter ins Tal. Zunächst sanft, dann immer steiler. In einer kleinen, windgeschützten Senke sahen wir zwei runde Zelte aus dickem Filz. Daneben graste eine Herde von zotteligen Rindern mit eindrucksvollen, schwarzen Hörnern.

„Eine Yakherde!“, rief Kenji begeistert und lief ohne zu überlegen den Hang hinunter.

Die Männer in den schweren Mänteln aus Schafsfell, die gerade die Zelte abbauten, blieben verwundert stehen. Ein riesiger, schwarzer Hund, dem man aufgrund seines Zottelhaares eine gewisse Ähnlichkeit mit den Yaks nicht absprechen konnte, rannte laut bellend auf Kenji zu. Kenji blieb stehen. Der Hund jedoch stürzte sich mit seinem ganzen Körpergewicht auf ihn. Ich schluckte, von oben konnten wir Kenji kaum noch erkennen, nur ein paar zappelnde Beine unter schwarzem Fell.

Ein kleiner Junge mit Fellmütze löste sich aus der Gruppe der Nomaden und lief zügig zum Ort des Geschehens. Doch zu unserem Entsetzen griff er nicht ein. Wie bei einer interessanten Kampfschau setzte er sich direkt neben Kenji und dem Hund auf den Boden. Dann hielt er sich den Bauch vor Lachen. Der Hund wendete den Kopf. Das brachte Kenji eine Atempause und er konnte das sabbernde Tier mit dem Arm ein wenig abdrängen. Mühsam kämpfte er sich in eine sitzende Position. Noch keuchend starrte er auf den neben ihm sitzenden Jungen und machte so ein verduzttes Gesicht, dass sogar wir es aus der Ferne erkennen konnten. Dann fing er selber an zu lachen. Ich atmete erleichtert auf und folgte Lukas den Hang hinunter.

„Bah, ich bin ganz voll gesabbert“, stöhnte Kenji und putzte sich den Schleim aus dem Gesicht.

Die tibetischen Nomaden schienen unsere Anwesenheit nicht zu stören. Sie beluden in aller Ruhe die Yaks mit Zeltstangen und den Säcken, die sie neben den Zelten gelagert hatten. Der kleine Junge lud uns freundlich an die Kochstelle. Eine alte Frau mit wettergegerbtem Gesicht schnitt Tee von einem hart gepressten Ballen und zerkrümelte ihn in einem Topf mit kochendem Wasser. Erst jetzt merkte ich, wie empfindlich kalt es hier oben war und auch die beiden anderen hatten ihre Arme eng um die Jacken gelegt. Als der Tee eine tiefbraune Farbe angenommen hatte, gab die Frau einen Klumpen Butter und Salz hinzu. Das heiße Getränk wurde herumgereicht.

„Das muss tibetischer Butterttee sein“, murmelte ich, während ich genussvoll schlürfte.

Auch der verteilte Ziegenkäse und ein Stück Fladenbrot wurden von uns herzlich angenommen.

„Gastfreundschaft ist nicht zu verachten“, kommentierte Lukas anerkennend.

Es dauerte nicht lange und die Yaks waren beladen und die Karawane aufbruchsbereit. Wir verabschiedeten uns, indem wir in Richtung Gletschersee zeigten. Die Karawane der Nomaden begann langsam die Passstraße abzusteigen.

„Khata, Khata.“

Der kleine Junge rannte hinter uns her. Natürlich auch der Hund, den Kenji nur mühsam mit ausgestreckten Händen von sich fernhalten konnte.

„Khata“, wiederholte der Junge und hielt uns drei bunte Tücher aus Wolle entgegen.

„Das ist wohl ein Geschenk.“

Ich nahm vorsichtig ein Tuch und wickelte es mir um den Hals. Der Junge lachte fröhlich.

„Wir sehen in seinen Augen wohl ärmlich und dünn bekleidet aus.“

Erst als auch Lukas und Kenji ihr Geschenk angenommen hatten, nickte der Junge zufrieden und sprang leichtfüßig mit

dem Hund im Schlepptau den Hang hinunter, der Karawane hinterher.

Als wir zum Gletschersee zurückkamen, hingen die Seile der Gondeln im Wasser.

„Der See steigt und zwar schnell“, stellte Kenji fest, während er sich die Schuhe auszog.

Doch Lukas stieß ihn beiseite und rannte spritzend mit blanken Füßen ins kalte Wasser. „Brr.“ Laut schnatternd ergriff er die Seile und zog sie ans Ufer.

Der Wasserspiegel des Sees war so gestiegen, dass er an einer Stelle fast den Hang erreichte, der direkt über der Passstraße lag. Ich beugte mich über den bröckligen Rand. Tief unter uns konnte ich den Pfad und die Karawane erblicken. In Schlangenlinien bewegten sie sich langsam ins Tal.

„Wenn hier das Wasser rüberschwappt, reißt es die halbe Böschung mit und der ganze See ergießt sich ins Tal“, stellte Lukas besorgt fest.

„Nicht nur das, auch einige der großen Brocken hier würden sich lösen und auf die Wege stürzen“, ergänzte Kenji, der nun ebenfalls neugierig hinunterschaute.

Er schüttelte den Kopf. „Das ist nicht gut für die Karawane. Gar nicht gut.“

Wir winkten und riefen, um die Tibeter zu warnen. Doch in der dünnen Höhenluft waren unsere Stimmen nicht weit zu hören und die Karawane zog unbeirrt weiter.

Lukas kletterte zurück.

„Man müsste einen anderen Abfluss schaffen.“

Wir gingen ein paar Schritte am Gletschersee entlang.

„Schaut mal hier“, rief Kenji plötzlich von einem großen Felsbrocken aus. „Das scheint der alte Abfluss zu sein.“

Hinter dem schweren Brocken konnte man deutlich eine breite Rinne erkennen, in der früher viel Wasser geflossen sein musste. Doch jetzt schlängelte sich nur ein dünnes Rinnsal durch die Kiesel am Grund. Der große Felsbrocken und mit ihm viel Geröll und Schlamm versperrten den geregelten Abfluss ins Tal. Ich schaute zur angrenzten Felswand. Sie ging hier steil in die Höhe, aber man konnte sehen, dass sich kürzlich schweres Gestein gelöst hatte.

„Das taut dort oben mehr als sonst. Das Wasser fließt in die schattigen Spalten und das nachts gefrierende Eis sprengt den Stein“, erklärte Kenji.

Wie als Beleg fielen ein paar klare Tropfen von der schattigen Felswand herab. Ich fröstelte.

„Heißt das, da kann jeden Augenblick wieder etwas herunterkommen?“

Lukas schien das nicht zu hören, er nahm einige der Steine aus der Barriere und warf sie weiter nach vorne in die Rinne. Wir anderen ignorierten nun ebenfalls die Gefahr und halfen ihm. Stein für Stein entnahmen wir dem Wall Teile und warfen sie tiefer. Das ging ganz schön in die Knochen. Schon nach einer Weile schauen wir uns erschöpft um.

Kenji hustete, „Das bringt nichts. Um diesen Abfluss auch nur annähernd freizulegen, braucht man Wochen. Ohne schweres Gerät kommt da keiner weiter.“

„Am besten, man würde den dicken Brocken in der Mitte der Sperre in die Rinne stoßen.“

„Ja, schieb den mal, der bewegt sich nicht einen Millimeter.“

Kenji schätzte ihn ab. „Der ist fast so groß wie Paulas Gondel.“

„Paula!“ Lukas stürmte zurück zum Landeplatz.

„Etwas unstetig, der Typ!“

Lustlos warf Kenji ein paar der kleineren Broken vom Wall. Dann folgte er Lukas. Ich wagte nicht aufzugeben.

„Wenn die ganze Yakherde überschwemmt würde, nicht auszudenken. Auf den schmalen Passpfaden können sie nirgendwohin ausweichen.“

Verzweifelt rollte ich weitere Steine beiseite.

Plötzlich legte sich ein Schatten auf mein Gesicht. Schatten?
Da baumelte ein Seil direkt vor meiner Nase.

„Halt es fest. Ich helfe dir, es um den großen Brocken zu legen“, rief nun schon Lukas, der wieder vom Seerand heraufkletterte.

Ich ergriff das Seil und schaute nach oben. Das andere Ende des Seiles ragte aus der Turmöffnung von Paula, daneben winkte ein lachender Kenji. Paula war so ruhig geflogen, dass ich nichts gehört hatte. Gemeinsam mit Lukas zogen wir das Seil zweimal um den Felsen und verknoteten es.

„Fertig“, winkte Lukas.

„Macht euch vom Acker, das wird gleich ganz schön ruckeln“, rief Kenji zurück, der von oben den besten Ausblick auf die Dimension dieses Vorhabens hatte.

Wir liefen zurück zu Henry, der noch geduldig am Ankerplatz wartete. Erst als auch wir in der Luft waren, zog Kenji Paula ein wenig in die Höhe. Das Seil spannte sich. Die Gondel ächzte und ruckelte.

„Hält das Seil?“

Ich hielt mir die Ohren zu. Irgendwo knirschte es. Hässlich und lang andauernd.

„Vorsichtiger, Kenji.“

Zur Tatenlosigkeit verdammt, rutschte Lukas unruhig am Rand von Henry hin und her.

„Etwas nach rechts.“

Kenji zog Paula nach rechts und ein kleiner Sturzbach von Steinchen löste sich unter dem Brocken.

„Er hat sich etwas bewegt.“

„Jetzt mehr Power.“

Lukas war wieder in seinem Element. Die Rotorblätter von Paula drehten sich kraftvoll und ich konnte förmlich fühlen, wie Paula sich anstrengte.

Der große Brocken hob jetzt seitlich etwas ab und weitere kleinere Steine stürzten in die Lücke. Plötzlich ein lautes Schrammen und Paula wurde abrupt ein Stück in die Höhe gehoben. Der ganze Brocken hatte sich gelöst und hing jetzt frei schwebend am Seil von Paula. An einer Paula, die ihre liebe Not hatte, das Gleichgewicht zu halten. Die Gondel schwankte und begann sich gefährlich im Kreis zu drehen. Nur im letzten Augenblick konnte Lukas mit Henry dem am Seil hängenden Brocken ausweichen.

„Kenji stürzt gleich ab oder stößt gegen die Felsen!“, rief ich aufgeregt.

Und wirklich, die Gondel näherte sich immer mehr der steilen Felswand.

„Höher!“, schrie Lukas. „Zieh sie höher!“

Kenji versuchte verzweifelt, die sich drehende Paula nach oben zu ziehen. Doch der Brocken schwang immer stärker hin und her und machte jede Lenkung unmöglich. Die Steilwand war jetzt nur noch wenige Meter, wenn nicht Zentimeter, entfernt.

„Peng!“

Der große Brocken schlug mit immenser Wucht gegen die Steilwand.

„Kratsch! Peng!“

Die Schläge dröhnten ins Tal hinunter. Steinsplitter fielen aus der Felswand. Aber auch der Brocken hatte einiges abbekommen. Beim nächsten Auftreffen auf die Wand zerfiel er in drei Teile, löste sich aus dem Seil und stürzte die Rinne hinab. Dabei riss er einiges des angestauten Gerölls mit sich.

„Genial.“

Lukas fuhr sich mit dem Arm durchs verschwitzte Gesicht. Doch wo war Paula?

„Ich kann Paula nicht mehr sehen.“

Wir blickten nach oben. In großer Höhe am Himmel und weit über der Felswand drehte sich eine Paula im Wind.

„Mann, das war wie ein Fallturm in umgekehrter Richtung“, berichtete später ein bleicher Kenji.

„Schwupps, und ich wurde - dem Gewicht entledigt - etliche Meter höher katapultiert.“

„Deine Rettung, sonst wärest Du mit Paula an der Felswand zerschellt.“

„Und das Abschneiden des Seils haben wir uns auch erspart“, ergänzte der sparsame Kenji erleichtert.

Wir drehten noch eine Runde über dem See und konnten erkennen, wie sich der Gebirgsbach wieder mit Leben füllte. Der starke Druck des Wassers vergrößerte die Lücke im Staudamm. Bald hatte sie ihre ursprüngliche Größe erreicht und der breite Bach plätscherte mit klarem Gletscherwasser wie eh und je ins Tal.

Auf der Gondel von Henry zog ich meinen Schal enger.

„Mir ist saukalt. Zuhause würde ich jetzt einfach die Heizung aufdrehen, aber hier“

„Auch zuhause solltest Du besser einen Pullover anziehen oder dich bewegen. Sonst tauen die Gletscher hier noch schneller.“

Kenji warf mir die Decke hinüber.

„Wohin nun?“

Lukas überlegte nicht lange.

„Henry fliegt vor. Ab in die Südsee. Da wir ausnahmsweise fliegen können ohne Treibhausgase zu erzeugen, leisten wir uns die Reise und entspannen auf einer Palmeninsel.“

Polynesien

Wir flogen über den Pazifik, die größte Wasserfläche der Erde. Wohin wir auch schauten, endloser, blauer Ozean.

„Wie sollen wir hier eine Insel finden?“

Ich beugte mich skeptisch über den Gondelrand. Doch Kenji, der schon länger den Horizont absuchte, zeigte aufgeregt nach Süden.

„Da drüben ragt etwas aus dem Meer.“

Wir änderten unsere Flugrichtung und erkannten den Gipfel einer kleinen Vulkaninsel. Sie war mit üppiger Vegetation bedeckt und wurde von wunderschönen, weißen Saumriffen umrandet. Wie an einer Schnur aufgereiht folgten weitere Inseln, die zunehmend flacher wurden. Lukas verlangsamte die Fahrt und kreiste über einem ringförmigen Atoll, das eine türkisfarbene Lagune umgab.

Wir landeten auf einem der Sandstrände aus hellem Korallenkalk direkt hinter drei hohen Palmen. Lukas drehte Henry so geschickt in die Nähe von Paula, dass Gondelende an Gondelende stieß und Kenji mit einem gewagten Sprung zu Henry herüberkommen konnte. Kenji blickte nach unten. Wie gewohnt ruhten die Mühlen in knapper Flügellänge über dem Boden.

„Ich würde mir jetzt etwas kürzere Flügel wünschen“, hustete er erschöpft und schaute sehnsuchtsvoll auf den einladenden Sandboden.

„Das Ablassen ist o.k.. Aber bei 70 Meter Flügellänge wird das wieder ein langer Aufstieg.“

„Wartet mal.“ Lukas verschwand im Bauch von Henry. Nach einer Weile hörten wir einen Schrei. Ich schaute verdutzt auf Kenji.

„Sollten wir helfen?“

„Klingt eher nach Jubelschrei“, wiegelte Kenji träge ab.

Da tauchte Lukas Kopf in der Luke auf. „Ich habe es gefunden. Henry hat eine elektrische Seilwinde zum Befördern von Lasten. Damit können wir uns hochziehen lassen.“

Er verschwand wieder im Maschinenhaus und warf das zugehörige Seil aus der Turmöffnung von Henry. Wir folgten und ließen uns in den unberührten Sand hinab.

Kenji schlug Lukas anerkennend auf die Schulter.

„Gut organisiert! Und geile Idee die Südsee zu besuchen. Das ist eine fantastische Insel.“

Schnell hatten wir die Schuhe ausgezogen und ließen unsere Zehen den weichen Sand kosten. Nicht viel später und wir genossen die sanften Wellen der Lagune.

„Schaut mal!“

Kenji zeigte auf zwei Schatten direkt vor uns. Unsere Anwesenheit ignorierend spielten dort zwei Babyrochen im flachen Wasser.

Nach dem Baden entspannten wir uns erschöpft an einer großen, halb liegenden Kokospalme.

„Hier lässt es sich leben.“

Kenji schloss die Augen. Fast wäre ich mit dem Rücken an der Palme eingedöst, da grunzte und schnaufte es plötzlich direkt hinter mir. In Rekordzeit sprang ich auf. Kenji öffnete ein Auge,

„War das Lukas?“

„Nein, der ist längs wieder auf Entdeckungsreise.“

Das Grunzen verstärkte sich. Endlich setzte sich auch Kenji auf. Zusammen blickten wir in den Spalt zwischen Palmenstamm und Sandboden. Hier hatte sich durch die letzte Flut eine kleine Höhle gebildet. Zwei glänzende Augen schauten uns an. Dann quiekte es, eine kleine Schweineschnauze hob sich und zwei im Verhältnis zum Kopf viel zu große Nasenlöcher versuchten krampfhaft Kenjis und meinen Geruch zu entschlüsseln.

„Ein Schwein.“

Ich fuhr unwillkürlich zurück. „Gibt es hier Wildschweine?“

Wildschweinhauer waren ernstzunehmende Waffen.

„Eher ein verlaufenes Hausschwein.“

Kenji steckte seine Hand in das Loch. Das Quieken verstärkte sich und unter lautem Protest zog er ein durchnässtes und verängstigtes Zwergschwein hervor. Menschen schienen diesem allerdings nicht fremd zu sein, denn nach einer Weile im trockenen Sand beruhigte es sich und wurde fast zutraulich. Lukas kam neugierig näher.

„Habt ihr etwas gefunden?“

Plötzlich hörten wir laute Rufe am Strand oberhalb unseres Landeplatzes. Wie aus dem Nichts rannte dort ein weiteres kleines Schwein den Strand hinunter.

„Hier muss ein Nest sein“, stellte Lukas fest.

Das Schwein legte eine unglaubliche Geschwindigkeit an den Tag und bald tauchte auch der Grund für seine Anstrengung auf.

Es wurde von einem beeindruckenden Polynesier verfolgt. Diesen kleidete ein farbenfrohes, rockartig um die Hüfte gewickeltes Tuch und eine lange Kette schmückte seinen nackten, braunen Oberkörper. Als er uns sah, hielt er prustend inne und rief uns etwas zu. Zögerlich traten wir in die Mitte des Strandes. Unser eigenes Schwein verschwand ängstlich erneut im Loch. Das Schweinchen auf dem Strand stoppte seinen Lauf, zögerte, blickte sich kurz um, entschied sich dann aber,

dass der rufende Mann gefährlicher ausschaute und setzte seinen Lauf in unsere Richtung fort.

„Catch the pig!“

Inzwischen konnte man den Mann besser verstehen.

„Catch the pig!“

„Wir sollen ihm helfen, das Schwein zu fangen.“

Lukas hob seine Arme und rief dem anstürmenden Schwein einige abschreckende Worte zu. Kenji und ich taten es ihm gleich. Wie drei Miniwindräder standen wir mit erhobenen, ausgebreiteten Armen am Strand. Das Schweinchen war sichtlich beeindruckt und verlangsamte seine Geschwindigkeit, doch mit einem schreienden Polynesier schienen wir immer noch nicht vergleichbar zu sein. Es startete einen Durchbruchversuch neben Kenji. Der warf blitzschnell seine Jacke nach dem Schwein. Quiekend schlug es einen 180-Grad-Haken und rannte den Strand wieder hinauf.

„Unmöglich, so ein flinkes Schwein zu fangen.“

Ich ließ die Arme sinken. Doch wir hatten den fülligen Polynesier unterschätzt. Gerade als das Schwein an ihm vorbeipreschen wollte, warf er sich behände mit einem Hechtsprung auf das Schwein. Der beleibte Mann landete überraschend schnell in voller Länge auf dem Bauch im Sand. Das Quieken hörte abrupt auf. Auch Lukas ließ jetzt seine Arme sinken und stellte das Offensichtliche fest:

„Das gibt morgen Schweinebrei.“

Der Mann richtete sich langsam auf und hielt triumphierend das Schweinchen in die Höhe. Das strampelte heftig mit den Beinen und quiekte noch lauter als vorher. Kenji ging zu unserem Loch und holte unser Schwein hervor.

„Ich nehme mal an, dass gehört ihm auch.“

Froh, seine zwei Schweinchen wieder zu haben, lud der Mann uns ein mitzukommen. Die zwei Windräder hinter den Palmen bemerkte er zum Glück nicht.

Hinter der Kurve am Ende des Strandes stand auf einem dünnen Zementfundament ein kleines weißgetünchtes Haus nah am Wasser. Das Haus hatte ein Dach aus dicht gelegten Palmenblättern und eine einladende Veranda aus Holz. An der Seeseite befand sich ein Schweinegehege. Dieses stand halb unter Wasser und drei weitere kleine Schweinchen drängten sich auf dem einzigen noch verbliebenen, trockenen Platz.

„The flood yesterday was very strong“, erläuterte der Mann, einfach annehmend, dass hier jeder englisch sprach.

Aber auch so konnten wir gut erkennen, dass der Sand hier erst vor kurzem weggespült worden war. Zudem war eine der langen Palmen umgefallen und reckte ihre freigelegten Wurzeln orientierungslos in die Sonne.

Der Mann ging zur anderen Seite des Hauses, auf der ein neuer Drahtverhau errichtet war.

„My new shed“, erklärte er stolz und setzte die zwei kleinen Schweinchen hinein.

Dann holte er auch die anderen drei und brachte sie ins Trockene. Er deutete uns an, uns zu setzen. Wir nahmen Platz auf einigen noch nicht ausgepackten Kisten.

„Cocosmilk?“, fragte er.

Als wir begeistert nickten, schlug er uns drei Kokosnüsse auf und reichte sie uns. Die Milch schmeckte ungewohnt, doch ausgezeichnet und erfrischend. Kenji studierte die Beschriftung auf den Kisten. „Kleinwindanlage“ stand da auf Deutsch.

„Windmill“, sagte er anerkennend.

Der Polynesier nickte und überschüttete uns mit einem begeisterten Schwall aus Worten. Nicht einmal Lukas war sich hier sicher, ob das wirklich alles englisch war.

Nach dem Getränk verabschiedeten wir uns und gingen zu unserem Strandabschnitt zurück. Auch dort bemerkten wir jetzt, dass etliche der Palmen im Wasser standen. Die Wurzeln anderer Bäume waren freigeschwemmt und ragten aus dem Sand. Ich stolperte fast über eine keimende Kokosnuss, die sich mir auffordernd in den Weg legte. Ich trug sie den Strand hinauf und begann ein Loch zu graben.

„Einmal weniger Autofahren wäre effektiver“, stellte Lukas klar, doch half er mit, das Loch zu vergrößern.

Ich legte die Nuss hinein und begrub sie, so dass nur noch der grüne Schössling zu sehen war. Kenji hatte schon drei weitere Setzlinge herbeigeschleppt und auch diesen verschafften wir einen sicheren Anfang.

Die Seilwinde erwies sich als äußerst praktisch. Ein kleiner Zug am Auslöseseil und schon wurden wir ohne Anstrengung in die Turmöffnung gezogen. Alle drei warfen wir einen letzten Abschiedsblick auf die kilometerlangen Korallenriffe. Hier wären wir gerne länger geblieben, doch das Wochenende näherte sich seinem Ende, und wenn wir noch eine Chance hatten unbemerkt auf den Türmen zu landen, dann nur wenn wir bald heimflögen.

Südamerika

Wir entschieden uns Europa über Südamerika anzusteuern. Da wir fast genau um die halbe Welt geflogen waren, konnten wir genauso gut weiter in östlicher Richtung reisen.

Kenji behauptete sogar: „Das spart uns einen ganzen Tag.“

Nachdem wir den Pazifik überquert und die südamerikanischen Gebirgszüge, die Anden, überflogen hatten, senkte Lukas die Nase von Henry. Unter uns breitete sich eine staubige Graslandschaft aus. Gewaltige Rinderherden zogen grasend durch die Pampa. Kein Zaun war zu erkennen und das flache Land zog sich bis zum Horizont. Als wir schon dachten, das nimmt kein Ende, verwandelten sich die Weiden in eine Dornenbuschsteppe, in der die Rinder kaum zu erkennen waren. Jetzt sahen wir auch Reiter, die die Tiere mit Hilfe ihrer Pferde zusammenhielten.

„Seht mal, Cowboys“, rief Lukas begeistert.

„Das sind Gauchos“, korrigierte ich ihn, „Argentinien und Brasilien haben einige der größten Rinderherden der Erde. Auch Deutschland wird zu einem großen Teil mit südamerikanischem Rindfleisch versorgt.“

„Kein angenehmer Job, die Tiere durch das stachelige Buschwerk zu verfolgen“, bedauerte Kenji die Reiter.

Da keine schönen Landeplätze zu sehen waren, beschleunigten wir wieder.

Nach einer Weile wurde die Savanne von Feldern unterbrochen.

„Sollte hier nicht bald der Regenwald anfangen?“, fragte ich mich.

„Da hinten qualmt es.“ Kenji deutete nach vorne: „Dort gewinnen sie neues Ackerland. Wahrscheinlich um Soja anzubauen, damit noch mehr Rinder ernährt werden können.“

„Ich habe Hunger“, unterbrach ihn Lukas, „und nicht auf zwei Tage alte Lunchreste, sondern auf Hamburger.“

„Ich auch.“

„Jungs“, stöhnte ich, „wie sollen wir jetzt an Burger kommen, hier gibt’s kaum Zivilisation und wenn, glaube ich nicht, dass wir so einfach einen Burger geschenkt bekommen.“

„Ich hab’s.“ Lukas kramte in seinen Hosentaschen und zog stolz einen grünen, zerknitterten Geldschein hervor. „Das sind zehn US Dollar, die hat mein Dad mir geschenkt.“

„Wozu schenkt dein Dad dir einen Zehn-Dollar- Schein?“ Ich runzelte die Stirn.

Doch Lukas entgegnete selbstbewusst: „Um euch jetzt auf drei Hamburger einzuladen – in Nordamerika. Ab nach Las Vegas!“

Er lenkte Henry nach oben und erhöhte die Geschwindigkeit.

Las Vegas

Nachdem wir Mittelamerika überflogen hatten, ging es an der Westküste entlang nach Norden.

„Kann das wahr sein. Jetzt fliegen wir nach Nordamerika, nur weil Du zufällig ein paar Dollar in der Hosentasche hast.“ Kenji schüttelte noch immer ungläubig seinen Stehhaar-Kopf.

Als Lukas die Maschinen absenkte, befanden wir uns über einer bizarren Canyonlandschaft. Gelbe und rote Felsformationen, die Wasser und Wind in Jahrhunderten ausgewaschen hatten, leuchteten in der Sonne. Über den Rand des Canyons hinweg flogen wir weiter über ausgedehnte Trockengebiete, in denen nur vereinzelt kleine Sträucher Schatten spendeten. Plötzlich wurde die Wüstenlandschaft unter uns grün, Straßen und Häuserzeilen verdichteten sich, wuchsen in die Höhe und präsentierten stolze Wolkenkratzer.

„Las Vegas“, raunte Lukas, als er einen nachgebauten Eiffelturm erblickte.

Trotz Sonnenscheins wetteiferten in Las Vegas tausende Lichter und Leuchtreklamen um Aufmerksamkeit. Hellblau beleuchtete Swimmingpools luden zum Baden ein. Ein exotisch gebautes Kasino übertrumpfte das nächste. Hotels in der Form von Weltwundern warben um Gäste. Dazwischen grüne Oasen, die von einer Armada an Gartensprengern am Leben erhalten wurden.

„Wo haben die bloß das ganze Wasser her? Die Umgebung außerhalb der Stadt ist doch wie ausgetrocknet“, wunderte sich Kenji.

„Die zapfen das Wasser des Colorado-Flusses an, der fließt hier ganz in der Nähe“, erklärte ich, hatte ich doch einen Film über die Wasserprobleme von Las Vegas gesehen.

„Sie haben das Wasser gestaut und leiten es nach Las Vegas. Der Stausee in der Wüste lässt aber noch mehr Wasser verdunsten. Zudem ist der Wasserverbrauch der Stadt so immens, dass das Stauwasser bald auch nicht mehr reichen wird.“

Wie als Beleg zeigte ich auf einen großen künstlichen Wasserfall mitten in der Stadt. Etwas weiter stiegen ungeachtet der Trockenheit Fontänen im Takt einer Musik in die Höhe und versprühten in der Sonne schimmernde Wassertropfen.

„Hier können wir nicht landen, das ist viel zu belebt. Obwohl die Gondeln in diesem Meer von Glitzerwerk und extravaganten Skulpturen nicht auffallen würden.“

Wir flogen wieder auf die Ausfallstraße. Die Häuser wurden seltener und die Vegetation brauner. Bald zeigten sich nur noch einsame verdorrte Sträucher und das lange, schwarze Band des Highways. Die Straße zog sich, typisch amerikanisch, meilenweit schnurgerade in eine Richtung. Vereinzelt sah man Trucks, amerikanische Lastwagen mit großem Motorblock vor dem Fahrerhaus, nicht mit so platter Front wie die der Lastwagen in Europa. Ein einzeln stehendes Motel sendete

seine Werbebotschaft in die karge Landschaft. Lukas verlangsamte den Flug.

„Wir landen am besten hinter dem Motel. Dort ankert man von der Straße aus gesehen genau gegen die Sonne und hinten hat das Motel kaum Fenster.“

Geschickt drehte er das Windrad in die noch nicht ganz senkrecht stehende Sonne. Am Rande eines überdimensionierten Parkplatzes kamen wir zum Stehen. Wie zwei riesige bizarre Kunstwerke wirkten die Windräder. Ihre Konturen waren im Sonnenlicht kaum erkennbar. Wir ließen uns hinab.

Lukas nahm seine zehn Dollar und betrat den kleinen Imbiss mit integriertem Shop im Eingangsbereich des Motels. Kenji und ich warteten draußen an der Straße und hielten Gondeln und Parkplatz im Auge.

„Three Hamburger“, murmelte Lukas leise, der vor der Theke noch etwas warten musste und sich vorbereitete bis er dran kam.

„Three Hamburger, please. Three Hamburger. Heißt das wirklich Hamburger? Das Fleisch kommt doch aus Südamerika.“ Jetzt war jetzt er dran „Eh, ...“

„Die drei Touristen da knipsen unsere Gondeln.“ Ich stubste Kenji in die Seite.

Und wirklich, eben hatte ein Reisebus mit leuchtender bunter LAS VEGAS-Beschriftung gehalten und seinen Inhalt auf dem

Parkplatz ausgestoßen. Die meisten Touristen waren sofort in den Motelshop geströmt, doch eine kleine Gruppe hatte sich die Beine auf dem Parkplatz vertreten, und als sie am anderen Ende die Stelzenarme im Sonnenlicht entdeckten, ihre Kameras gezückt. Schon winkten sie aufgeregt den ersten Rückkehrern aus dem Shop zu, um von ihrer Entdeckung zu berichten.

„Es wird Zeit, dass wir hier wegkommen.“

„Da ist Lukas.“

„Hey Lukas, schnell zu den Maschinen.“

Zum Glück setzten sich die Shopabenteurer durch und die Begutachtung der erfolgreich erstandenen Souvenirs hielt die kleine Gruppe eine Weile davon ab, nach oben zu blicken. Diese Zeit nutzen wir, um in den hellen Sonnenstrahlen zu verschwinden.

Oben auf der Gondel von Henry machten wir es uns bequem. Lukas hielt die mitgebrachte, gekaufte Tüte noch in den Händen.

„Riecht aber gar nicht nach Hamburger.“

Kenji schnappte ihm die Tüte weg. Als er hineinblickte, klappte sein Mund verdutzt nach unten.

„Eh?“

„Was ist denn?“, fragte jetzt auch ich.

„Da sind Muffins in der Tüte.“

„Muffins?“

„Ja, leckere Preiselbeertörtchen.“ Kenji grinste.

Lukas murmelte etwas, das ich nicht verstehen konnte. Aber Kenji begriff sofort.

„Du hast Muffins gesagt? Three Muffins.“ Kenji schlug lachend mit der Hand auf den Gondelboden. „Three Muffins, please.“ Er kringelte sich vor Lachen.

Da musste auch Lukas grinsen. „Three Muffins.“ Vergnügt biss er in ein großes Stück. Ich probierte ebenfalls und es schmeckte außerordentlich lecker.

„Ihr könnt ganz schon albern sein. Na wenigstens muss so ein Baum weniger für das Rinderfutter gefällt werden.“

Wir flogen eine Weile ruhig über die Wüste, als wir in der Mitte des unbewohnten Landes zahlreiche blendende Felder am Boden erblickten. Neugierig flogen wir näher. Hunderte von Spiegeln standen dort in langen Reihen und sammelten Sonnenstrahlen. Wir beugten uns über den Gondelrand.

„Ein riesiges Solarkraftwerk“, sagte Kenji ehrfürchtig und Lukas lenkte Henry tiefer, direkt über das Solarfeld.

Große parabol förmige Spiegel lenkten das Sonnenlicht gebündelt auf die in der Mitte über den Spiegeln angeordneten

Rohre. Die dort konzentrierten Strahlen entwickelten eine so hohe Temperatur, dass mit der Flüssigkeit, die sich in den Rohren erhitzte, eine Turbine zur Stromerzeugung angetrieben werden konnte.

„Ich habe mal einen Solarkocher im Garten ausprobiert. Der hatte auch einen silbernen Spiegel, mit dem er die Sonne auf einen zentralen Punkt konzentrierte“, erzählte Kenji.

„Damit haben wir dann Würstchen gekocht.“

„Also da würde ich keinen Finger reinhalten, das ist einfach zu heiß.“

„Echt geil“, stimmte Lukas zu, während er gleichzeitig versuchte von oben mit seiner Spucke eine der großen Spiegelflächen zu treffen.

„Das geht bestimmt über hundert Fußballfelder.“

„Mindestens hundert, und man könnte im Schatten zwischen den Spiegeln spielen“, bestätigte Kenji, „und sich in der Pause Eier auf den Spiegeln braten.“

„Wenn du schon wieder an's Essen denkst, ich habe noch Müsliriegel“, antwortete Lukas, der noch etwas empfindlich zu sein schien.

„Also mir wird es hier definitiv zu heiß bei dieser flirrenden Hitze. Und ich befürchte wir müssen so langsam etwas zulegen.“

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn.

„Aber klar doch! Los Henry, legt Dich mal in Zeug.“

Lukas zog die Maschinen hoch und die zwei Gondeln stiegen nach oben in einen schnellen Windzug nach Norden.

Sturm

Bald flogen wir über den Atlantik in Richtung Europa. In der Ferne bauten sich große Kumuluswolken auf und Lukas prophezeite:

„Das gibt ein Gewitter.“

Als kurz darauf die Wolkenmassen bedrohlich zunahmen, stiegen Kenji und ich zur Sicherheit auf Paula um. Plötzlich, als ob sie einer gleichmäßigen Bewegung überdrüssig wären, verlangsamten die Rotorblätter von Henry ihre Drehung, nur um kurz darauf wieder zu beschleunigen. Irgendwoher ertönte ein unangenehmes, lautes Knirschen. Ich hielt mir die Ohren zu,

„Wie Fingernägel an einer Schiefertafel“, beschwerte ich mich.

Das Knirschen hielt an. Lukas versuchte Henry in den Wind zu lenken, doch er hatte zunehmend Schwierigkeiten.

„Was ist los?“, rief Kenji zu ihm hinüber, während er einen Hustenanfall zu unterdrücken versuchte.

„Henry hat Probleme, ich bekomme ihn nicht ruhig.“

„Henry sollte doch gewartet werden“, erinnerte sich Kenji.

„Auch Paula“, durchzuckte es mich, aber ich schwieg vorsichtshalber.

Am Horizont brauten sich dunkle Gewitterwolken zusammen. Eine kleine Böe erfasste Henry, doch dies reichte aus und das unlenkbare Windrad taumelte kurz über dem Meer.

„Ich bekomme das nicht in den Griff“, rief Lukas verzweifelt, „hilft mir.“

Kenji überlegte: „Wir müssen ihn abschleppen. Nur so kann er sicher Höhe halten.“

Der sich in der Ferne ankündigende Sturm ließ nichts Gutes ahnen.

Kenji positionierte Paula jetzt genau über Henry. Ich kletterte ins Maschinenhaus und ließ eines der stärkeren Seile aus der Turmöffnung hinab. Henry schwebte nun schon bedrohlich nah über dem Meeresspiegel. Lukas befestigte das Seil an Henrys Luke, da dies der Schwerpunkt zu sein schien. Gerade als er damit fertig war, erwischte ihn die nächste Böe und zwei von Henrys Flügelspitzen wurden in den Ozean gedrückt. Weiße Gischt versprühend pflügten sie durch das Wasser.

Ich gab Kenji die Anweisung zu steigen und das Seil zwischen den Windrädern spannte sich. Dem Schwergewicht Paula gelang es Henry nach oben zu ziehen, auch wenn der sich in der Schlinge wie ein junges bockiges Wildpferd kräftig wehrte.

Paula hielt die Höhe und mit maximaler Geschwindigkeit flogen wir in Richtung Europa. Es begann heftig zu regnen und bald waren wir alle nass bis auf die Haut. Das Wasser rann das Gondeldach hinab und kleine Sturzbäche ergossen sich in die Luke. Kenjis Gesicht glühte. Dunkle Wolken versuchten uns

einzukreisen und in der Ferne hörten wir das erste Donnern. Trotz erneuter Anstrengung gelang es Kenji nicht, Paula noch mehr zu beschleunigen.

Plötzlich blitzte es unmittelbar vor uns und ein ohrenbetäubender Krach folgte nur wenige Sekunden später.

„Das war genau vor uns. Wir fliegen direkt in das Gewitter. Vielleicht solltest du ...“

Mein Vertrauen in den Blitzableiter am hinteren Gondelrand hielt sich in Grenzen.

Da ertönte auch Lukas Stimme von unten: „Pitchen! Pitchen!“

„Was ruft er da?“

„Wir sind zu schnell, wir sollen die Rotorblätter verstellen, damit sie sich langsamer drehen. Sonst fliegen wir genau in das Zentrum des Sturms.“

Kenji versuchte Paula aufzuhalten. Doch auch Paula bewegte sich nicht mehr wie gewohnt. Wahrscheinlich war auch ihre Wartung überfällig. Ich sah, wie sich Paulas Rotorblätter in der Längsachse verdrehten, doch die Geschwindigkeit nahm kaum ab.

„Weiter pitchen!“, ertönte es von unten, doch Kenji entgegnete aufgeregt:

„Mehr geht nicht. Wir haben hier zuviel Wirbel, das funktioniert nicht.“

„Im Maschinenhaus gibt es noch eine Bremse“, fiel es mir plötzlich ein, als ich mich an Peters Vortrag erinnerte.

Ich kletterte in das Maschinenhaus. Als ich an der Bremse zog, kamen die Rotorblätter zum Stehen und Paulas Fahrt verlangsamte sich. Doch wir waren schon zu nahe am Zentrum des Sturms. Der Wind rüttelte stärker und plötzlich erfasste eine Sturmböe die Gondel und kippte sie auf die Seite. Ich wurde unsanft gegen die linke Wand des Maschinenhauses geworfen. Von oben ertönte ein Schrei.

Mühsam kam ich auf die Füße, alles war schräg. Ich gab die Bremse wieder frei und machte mich auf in Richtung Luke. Da Paula sich nicht wieder aufgerichtet hatte und immer noch schief flog, musste ich auf allen Vieren über die fast waagerechte Leiter klettern. Nachdem ich mich neu gesichert hatte, steckte ich vorsichtig meinen Kopf aus der Luke. Das schrägliegende, nasse Gondeldach war leer. Weit und breit kein Kenji.

„Kenji?“, brüllte ich gegen den Sturm. Wo war Kenji?

„Kenji?“

Meine Hand stieß gegen ein Sicherungsseil, das straff gespannt aus der Luke hing. Es reichte bis zum tieferliegenden Gondelrand und verschwand dort nach unten. Vorsichtig ließ ich mich mit meinem eigenen Seil in die gleiche Richtung ab, bis ich über den Gondelrand blicken konnte. Unter mir baumelte Kenji hilflos im Seil.

„Kenji?“ Er antwortete nicht.

„Kenji!“, schrie ich mit aller Kraft. Kenji hob langsam den Kopf.

„Kannst Du hochklettern?“, fragte ich.

Er verneinte matt. Seine fiebernassen Hände umklammerten krampfhaft das Seil.

„Ich hole Hilfe“, behauptete ich optimistisch und robbte vorsichtig zur Luke zurück.

Mein eigenes Gewicht war zu gering, um ihn hochzuziehen, zudem fehlte mir die Kraft. Ich kletterte ins Maschinenhaus und brüllte aus der gegenüberliegenden Turmöffnung nach unten: „Lukas?“

Doch in dem Sturm konnte ich keine Antwort hören. Mit Hilfe einiger Verrenkungen gelang mir ein kurzer Blick auf Henry, doch sah ich keine Person auf seinem Gondeldeck. Mir dämmerte langsam, dass ich auf mich allein gestellt war. Eine Lösung musste her und zwar schnell. Nach einigem Überlegen kam mir eine Idee. Auch hier musste es eine Seilwinde zur Lastenbeförderung geben. Schnell sah ich mich um. Doch aufgrund des komfortablen Personenaufzuges besaß Paula keine Extrawinde für Lasten.

Enttäuscht lehnte ich mich an die Gondelwand. „Das war’s dann wohl.“

Das unkontrollierte Schwanken von Paula gefiel meinem Magen überhaupt nicht. Nur mit Mühe unterdrückte ich das

Verlangen mich durch die Turmöffnung zu übergeben. Vielleicht war Lukas doch inzwischen auf dem Gondeldeck unter mir aufgetaucht. Ich rappelte mich auf und wäre bald wieder umgeknickt, da ich auf den Seilstapel trat, der zur Wartung der Flügel bereitgelegt war. Eine neue Idee formierte sich in meinem inzwischen leicht schwindeligen Schädel.

Ich nahm ein langes Seil und kletterte hoch. Auf dem Gondeldach begann ich es seilzugartig zwischen Luke und Gondelreling zu spannen. Das eine Ende warf ich Kenji zu, während ich mich mit dem anderen Ende an der Luke feststemmte. Durch die Gewichtsaufteilung reichte meine Kraft nun, um Kenji nach oben zu ziehen. Glückliche und keuchend kam Kenji neben mir zum Liegen.

„Und jetzt nichts wie weg aus dem Sturmzentrum.“

Kenji setzte sich auf den Rand der Luke, berührte Paula und flüsterte: „Aufrichten und weg von hier.“

Doch Paula reagierte nicht. Kenji legte jetzt beide Hände auf die Gondeldecke. Aber die Gondel verharrte in ihrer schrägen Lage.

„Sie hört nicht auf mich. Paula hört nicht mehr auf mich“, rief er angsterfüllt.

„Wo ist dein Amulett?“ Ich starrte auf Kenjis Hemd, „Dein Amulett ist abgerissen!“

Kenji fasste sich an die Brust, doch das Amulett war verschwunden. Erschöpft sank er in sich zusammen. Ich blickte auf das Gondeldach, aber es war kein Amulett zu sehen.

„Versuch es noch mal“, bat ich. „Das bringt nichts, du musst fahren.“

„Ich?“ Ich schaute ungläubig und entsetzt.

„Ja, du hast doch auch ein Amulett.“

Eine Sturmböe schüttelte die Gondel und ich musste mich festhalten.

„Eine erste Fahrstunde im Sturm! Mit einem wartungsanfälligen Frachtschiff, einem fiebrigen Fahrlehrer und einem lenkungsunfähigen Windrad im Schlepptau. Besser konnte es nicht kommen“, dachte ich ironisch, „na, dann los!“

Ich ergriff mit einer Hand mein Amulett und berührte mit der anderen Paula sanft an der Gondeldecke.

„Dreh dich bitte aufrecht“, flüsterte ich. Die Gondel erschauerte und schwankte.

„Du schaffst es“, bestätigte mich Kenji.

„Dreh dich aufrecht“, wiederholte ich. Paula richtete sich langsam auf.

„Höher und nach Osten.“ Paula wurde ruhiger. Die Gondel stabilisierte sich und wir bewegten uns aufwärts. Auch der

Abstand zwischen Henry und der Wasseroberfläche nahm wieder beruhigende Ausmaße an.

„Jetzt bloß weg aus dem Gewitter.“

Als das Gewitter nur noch in unserem Rücken zu hören war, sah ich nach Henry. Zum Glück tauchte auch Lukas auf dem untenliegenden Gondeldach auf. Er rieb sich die Stirn, an der sich eine schöne blaue Beule entwickelte.

„Was macht ihr bloß da oben? Ihr schüttelt uns hier wie ein Milchshake, das im Mixer vergessen wurde“, beschwerte er sich.

Ich stieg ins Maschinenhaus und suchte nach dem Amulett, das Peter gefunden hatte. Es hatte sich von der Wand gelöst und war nicht zu entdecken. Hoffentlich war es nicht durch das Turmloch gefallen. Unter dem Generator fand ich es endlich. Ich nahm es auf, kletterte zu Kenji zurück und hängte es ihm um.

„Mit diesem alten Amulett bist du wieder vollständig ausgestattet.“

„Wenn wir zurück sind, muss ich unbedingt den Praktikanten sprechen“, antwortete Kenji, der gedankenvoll das Amulett betrachtete.

„Ich habe letzte Nacht viel über die Sage nachgedacht. Historische Windmühlen besitzen in der Regel vier Flügel. Diese alten Flügel sind zudem kantig und mit Tuch bespannt. Auf den Amuletten, und sogar auf diesem älteren, sieht man

aber einen Dreiflügler mit abgerundeten Flügeln. Daher glaube ich, dass das Bild eine moderne Maschine darstellt. Doch wie kommt es dann zu der Sage, die der Praktikant erzählt hat?“

Verwundert musste ich ihm zustimmen.

Da die Winde nachließen, hangelte sich Lukas an dem Seil zu Paula hinüber.

„Henry hängt jetzt sicher an der Leine und kommt gut mit. Aber sagt, wo fliegt ihr denn hin? Hier ist weit und breit kein Atlantik zu sehen.“

In der Tat, als wir vom Gondelrand nach unten blickten, sahen wir ein Meer aus dunkelgrünen Nadelbäumen. Soweit das Auge reichte, dichte Wälder, die nur von mäandernden Flüssen durchbrochen wurden.

„Endlich einmal naturbelassene Flüsse“, kommentierte ich erfreut die Aussicht, den Fahrfehler ignorierend.

„Der Sturm muss uns vom Kurs abgedrängt haben.“

„Und nicht nur etwas, sondern ziemlich stark. Keine Ahnung wo wir uns jetzt befinden“, pflichtete Kenji bei. Nun, das konnte lustig werden.

Alaska

Obwohl Europa in östlicher Richtung lag, wagten wir es nicht nach Osten zu fliegen, da dort der Himmel noch bedrohlich dunkel aussah. Notgedrungen flogen wir weiter nach Norden. Die Tannenwälder unter uns wurden lichter und zahlreiche blaue Seen durchbrachen das Grün. Immer öfter besiedelten kleine Sträucher den Boden und nur mit Gras und Moosen bedeckte Flächen breiteten sich aus.

„Die Taiga wird zur baumlosen Tundra“, kommentierte Kenji staunend, als ob er den Satz aus dem Geografiebuch zum ersten Mal verstanden hätte.

In der Ferne entdeckte ich am Boden kleine braungraue Punkte, die sich in westlicher Richtung bewegten. Ich flog niedriger, konnte ich meine Neugierde doch nicht unterdrücken. Es waren Karibus. In einer großen Herde zogen sie Flechten und Kräuter rupfend durch die Kältesteppe. Kenji und Lukas standen fasziniert neben mir.

„Die letzten frei lebenden Rentiere.“

Plötzlich tauchte vor uns am Horizont ein Kleinflugzeug auf.

„Das Flugzeug dort hält direkt auf uns zu. Wir sollten besser etwas abtauchen.“

Ich drosselte die Geschwindigkeit und wich nach rechts aus, doch unser Gegenüber änderte ebenfalls seine Richtung.

Ärgerlich schwenkte ich auf den alten Kurs zurück, nur um festzustellen, dass das Flugzeug sich wiederum anpasste.

„Na, dann wollen wir mal sehen, was du kannst“, murmelte ich und zog eine scharfe Schleife nach links.

Augenblicklich ertönten Protestschreie von Kenji und Lukas. Meine scharfe Reaktion hatte sie überrascht.

„Das ist kein Flugzeug“, wagte Kenji einzuwenden, als er es geschafft hatte, nicht von der Gondel zu rutschen, „es ist viel beweglicher und hat einen Rotor, wie ein Hubschrauber.“

„Ein Hubschrauber, der seinen Rotor in der Senkrechten hält?“

Lukas, der jetzt auch wieder auf seinen Füßen stand, nahm ihn nicht ernst.

Ich unterbrach sie aufgeregt: „Dann ist alles klar, es muss ein Windrad sein!“

Es zeigte sich, dass ich Recht hatte. Als das Fluggerät näher kam, sahen wir, dass es ein von seinem Turm gelöstes Windrad war. Bald konnten wir auf dem Gondeldach eine aufgeregt winkende Gestalt ausmachen.

„Das ist John, der Praktikant aus Kanada!“

Kenji winkte zurück. John lachte und rief uns einige Worte zu. Nach einigem hin und her verstanden wir, dass er uns in seine Siedlung einlud und wir ihm folgen sollten. Dem noch immer

frierenden Kenji war das allzu recht und auch wir anderen waren begierig, John mit unseren Fragen zu löchern.

Wir signalisierten, dass wir die Einladung annahmen. John flog voraus und wir hinterher. Die Karibuherde war bald nicht mehr zu sehen, nur endlose Tundra. Da tauchte unvermittelt unter uns am Boden eine graue, zickzackartig verlaufende Linie auf, die sich bald von Horizont zu Horizont erstreckte. Ich flog tiefer. Es handelte sich um eine beeindruckend lange Rohrleitung, die auf Stelzen gebaut war. John folgte der Linie gen Norden.

„Das muss die Trans-Alaska-Pipeline sein“, erklärte Lukas, der einen Fable für technische Extreme hatte. „Die Ölleitung ist über 1000 Kilometer lang und führt in Nord-Süd-Richtung durch ganz Alaska. Sie bringt das Öl aus dem Norden bis in den eisfreien Hafen Valdez.“

„Gab es dort nicht das Exxon-Valdez-Unglück?“ fragte Kenji.

„Ja, aber das war kein Pipeline-Unglück, sondern ein Öltanker, der auf ein Riff aufgelaufen ist. Die Pipeline ist sicher gebaut, sie liegt, wie hier, vielerorts auf Stelzen, um Erschütterungen auszuhalten.“

„Vielleicht sicher für kleine Erdbeben, aber nicht für große Erdbewegungen“, entgegnete Kenji und deutete nach vorne.

Dort hatte es eine heftige Erdsenkung gegeben. Der Boden war auf einer Fläche von hundert Metern abgesackt und hatte zwei flache Krater gebildet. Wahrscheinlich war der Permafrost, der tief in den Boden reichte, getaut – in diesem heißen Sommer mehr als sonst, wie wir später von John erfuhren. Der Einbruch

des entstandenen Hohlraumes hatte die Pipeline samt Stelzen umgerissen. Aus einer Schweißnaht an den leicht gebogenen Rohren trat Öl aus. John kreiste über der Stelle. Sorgenvoll schätzte er das Ausmaß der Umweltverschmutzung ab. Der Strom aus dem Loch in der Pipeline versiegte langsam, so dass kein neues Öl mehr hinzukam, aber die ausgetretene Ölmenge überzog die inzwischen mit Wasser gefüllten Krater mit einer dicken Ölschicht.

„Wir können hier nichts tun“, meinte Lukas, „der abfallende Druck in den Rohren wird die Leitstelle informiert haben. Sie werden sicher jemanden schicken, der die Pipeline begutachtet.“

Auch John hatte seine Inspektion abgeschlossen und gab das Zeichen zum Weiterflug. Doch schon hinter der nächsten Bodenwelle hielt er an. Eine kleine Karibuherde zog äsend direkt auf die ölverseuchten Teiche zu.

„Die werden sich hüten, von dem verschmutzten Wasser zu trinken“, erklärte Lukas.

„Meinst Du?“

Ich war mir nicht sicher. Auch John schien besorgt. Er setzte zum Tiefflug an und versuchte, die Karibus in eine andere Richtung zu drängen. Doch das fast lautlos fliegende Windrad veranlasste sie nur kurz nach oben zu blicken, um dann unschuldig Flechten zupfend weiter in Richtung der Löcher zu wandern. Fast war es, als ob sie die frische Brise genossen.

Schon kam eine Kuh mit ihrem Kalb einem der verseuchten Teiche bedrohlich nahe. John brüllte lauthals in einer uns unbekanntem Sprache und das Kalb sprang schnell zur Mutter zurück. Da diese jedoch John und das Windrad ignorierte, machte das Kalb sich bald erneut auf den Weg zu der in allen Farben schimmernden Wasserfläche. Auch Kenji begann laut zu rufen und ich lenkte Paula direkt über den verschmutzten Teich.

„Viel zu leise“, kritisierte Lukas und rutschte durch die Luke in die Gondel zurück.

Kenji brüllte jetzt mit aller Kraft und auch ich fiel ein. Eine Wirkung auf Mutter und Kalb schien das nicht zu haben. Ein junger Hirsch näherte sich dem zweiten Wasserloch, schnupperte allerdings noch skeptisch gefährlich nah am Ölrand. Hinter ihm tauchten weitere Tiere auf und, von diesen gedrängt, setzte er den ersten Schritt in den Ölfilm. Da erklang plötzlich ein ohrenbetäubender Glockenschlag.

Die ganze Gondel vibrierte und Kenji und mir dröhnten die Schädel. Die Glocke erklang wieder und wieder. Die Hirsche blickten erschrocken auf und rannten davon. Kuh und Kalb schlossen sich an, und die ganze Herde stob in wildem Galopp von dannen. Wir verfolgten sie eine Weile um sicherzugehen, dass sie andere Wasserlöcher gefunden hatten. Erst dann gingen wir dem Ursprung der Glockenschläge auf den Grund.

Als Kenji sich der Luke näherte, kletterte ihm Lukas schon entgegen.

„Sind alle Karibus weg?“, fragte er.

„Klar“, versicherte Kenji und fragte neidisch: “Wie hast du den Höllenlärm erzeugt?”

„Als ich in die Gondel stieg, um den Tieren aus dem unteren Turmloch zuzurufen“, antwortete Lukas, „sah ich plötzlich einen großen Vorschlaghammer am Boden liegen. Den habe ich mir geschnappt und habe damit auf den Gondelboden geschlagen. Einen echt geilen Sound gibt das.“

„Du hast was?“, protestierte ich ungläubig und sah uns schon in der Luft auseinanderbrechen.

„Ach, Paula ist stabil gebaut, die hält das aus“, wiegelte Lukas ab.

Mir fehlten die Worte. Da John jedoch lachend winkte und uns den Weiterflug signalisierte, gab ich auf und konzentrierte mich wieder auf den Flug.

Am Porcupine River

Das Wetter besserte sich und wir verließen die Pipeline in östlicher Richtung. Unbemerkt überquerten wir die Grenze nach Kanada. Bald folgten wir einem breiten Tal mit einem wild schäumenden Fluss, dem Porcupine River.

„Stachelschwein-Fluss“, übersetzte Lukas später.

Als am Ufer des Flusses ein kleines Dorf auftauchte, landeten wir. Die meisten Häuser des Dorfes waren aus unbehauenen Holz und auf Pfählen errichtet. Die vor den Häusern angebundenen Schlittenhunde begrüßten uns mit lautem Gebell.

John, der nicht klettererfahren war, ließ eine Strickleiter hinab und stieg mehr oder weniger elegant hinab. Derzeit ebenfalls weniger sportlich veranlagt, nutzten wir unsere elektrische Seilwinde. Am Boden waren wir schnell umringt. Nicht von Indianern, wie ich es mir erhofft hatte, sondern von einem Schwarm aus hunderten, wenn nicht tausenden kleinen schwarzen Fliegen, in den sich einige weniger kleine, und weniger harmlose Stechmücken gemischt hatten. Lukas schlug mehrfach gezielt zu, doch seine Erfolge waren ein Nichts im Meer dieser Angreifer. Ich zog schützend meine Khata vors Gesicht und ließ nur zwei kleine Sehschlitze frei.

„Diese Fliegen gibt es hier jeden Sommer. Sogar die Karibus flüchten vor ihnen in windige Gegenden“, erklärte John und lachte.

Zum Glück führte er uns direkt zu einem kleinen Blockhaus, das mit seinen moskitonetzgesicherten Fenstern einen einladenden Eindruck machte.

Im Inneren der Hütte begrüßte uns eine Frau, die John uns als seine Tante vorstellte. Er berichtete von dem Pipeline-Leck und verließ mit seiner Tante die Hütte, um Meldung zu erstatten.

„Meine Tante hat kein Telefon“, meinte er entschuldigend.

Von draußen hörten wir die Hunde heulen und durch die Fenster konnte man die enttäuschten Mückenschwärme sehen, aber hier in der Hütte war es gemütlich. Johns Tante musste Künstlerin sein, hingen doch an den Wänden zahlreiche Schnitzarbeiten aus Karibugeweih. Auch Ohringe und schöne, mit blauen und weißen Perlen verzierte Gürtel aus Karibuleder schmückten das Haus.

„Hier schaut mal, da hängen genau die gleichen Amulette, die wir besitzen“, sagte Kenji und zeigte auf die Schmuckanhänger, die neben der Tür hingen. Auch sie waren offensichtlich aus Karibuhorn gefertigt.

John kam wieder und brachte wunderbar duftendes gegrilltes Karibufleisch mit. Seine Tante setzte einen großen Kessel Wasser auf.

„Wir haben die Parkverwaltung informiert“, berichtete John. „Wir Indianer reagieren sensibel, wenn Karibus bedroht werden. Sie sind ein wichtiger Teil unserer Versorgung. Zweimal im Jahr ziehen große Teile der Porcupine-Karibuherde hier über den

Fluss. Ende Mai kalben sie an der arktischen Küste. Im Herbst, wenn der hart werdende Boden immer weniger Nahrung bietet, ziehen sie zurück in die Wälder des Südens und kommen erneut hier vorbei.“

John zeigt auf einige große Geweihe, die an der Wand hingen. Dann verfinsterte sich seine Miene.

„Alaska hat seine lange Pipeline teilweise durch Karibugebiet gebaut. Hier und im nahe gelegenen Naturschutzgebiet gibt es noch keine Ölleitungen. Doch in Area 1002, dem Küstengebiet, in dem unsere Porcupine-Karibuherde kalbt, plant man nach Öl zu bohren. Wenn das geschieht, wird sich die Herde schnell verkleinern.“

„Aber wir protestieren dagegen und werden das nicht zulassen“, ergänzte seine Tante und stellte den fertigen Tee und das Essen auf den Tisch.

Während wir genüsslich aßen, zeigte ich auf die Amulette, die an der Wand hingen.

„Unsere Amulette sind von hier?“

„Ja“, stimmte John zu. „Meine Tante hat die Amulette hergestellt. Nur das alte“, er zeigte auf Kenji, „das stammt von meiner Urgroßmutter. Ich habe es mitgenommen, als ich zum Studium nach Deutschland ging. Das Praktikum im Windpark wählte ich, weil ich mich für erneuerbare Energien interessiere und etwas über Windradwartung lernen wollte. Eines Nachts, als der Nebel bis zum Bauch der Gondeln reichte, bin ich auf den Hügel zu Paula gestiegen, habe den Turm erklommen und

mich auf das Gondeldach gesetzt. In der Nacht bin ich zum ersten Mal geflogen. Das ist ein berauschendes Gefühl.“

Wir konnten nur zustimmen.

„Leider habe ich das Amulett verloren und konnte es nicht wieder finden. Daraufhin bat ich meine Tante, mir ein neues herzustellen. Sie hat mir gleich mehrere geschickt, damit ich aus dem Verkauf mein Studiengeld aufbessern kann. Kenji und Lukas haben eines gekauft und aus Spaß habe ich ihnen eine etwas abgewandelte Geschichte erzählt.“

John zwinkerte. „Dir habe ich ein Amulett unbemerkt in die Tasche gesteckt“, meinte er dann mit Blick auf mich, und wenn ich mich nicht täuschte, wurde er ein wenig rot im Gesicht. Nun ja, sagen wir, noch indianerähnlicher.

„Gestern Abend sah ich, dass die Tür zu Paulas Turm einen Spalt offen stand und Licht brannte.“

„Oh“, ich zuckte zusammen, „du hast es hoffentlich ausgemacht.“

„Aber klar. Als ich merkte, dass Paula und Henry weg waren, bin ich los, euch zu suchen.“

„Und was soll das Amulett jetzt darstellen? Wenn es von deiner Urgroßmutter entworfen wurde, kann es ja schlecht Windräder abbilden“, fragte Kenji, der seine Neugierde nicht mehr bremsen konnte.

„Ja, das ist so eine Sache. Meine Urgroßmutter war Künstlerin und zudem berühmt für ihre seherischen Gaben. Sie spürte förmlich, wann die großen Karibuherden näherkamen und es Zeit wurde, zur Jagd aufzubrechen. Eines Tages hatte sie einen geheimnisvollen Traum. Sie träumte, die Karibuherden wären von einer schwarzen Flut bedroht, und die Nahrungsgrundlage unseres Stammes wäre in höchster Gefahr. In ihrem Traum beteten die Indianer, dass sie fähig sein würden, die Flut aufzuhalten. Erst nach langem Bangen kamen Wesen mit drei Flügeln vom Himmel und halfen den Indianern, das Unheil abzuwenden. Diese dreiflügeligen Traumwesen hat sie dann in ihrer Kunst dargestellt.“

„Es sind also keine Windräder?“, Kenji schaute enttäuscht.

„Nun ja, vielleicht doch“, widersprach John und schmunzelte. Hatte er uns schon wieder Blödsinn erzählt?

Draußen wurde es dämmrig und das bedeutete für einen Ort über dem Polarkreis, dass es schon ziemlich spät sein musste.

„Wenn wir vor dem Morgengrauen am Ausgangsort sein wollen, müssen wir uns beeilen“, sagte John während er sich erhob.

Schnell schob sich Lukas das letzte Stück Karibufleisch in den Mund, wir bedankten uns herzlich bei Johns Tante und verließen die Hütte. Nach einem kurzen siegreichen Sprint durch die Fliegenschwärme bestiegen wir unsere Fluggeräte.

Die drei Mühlen schienen auf dem Heimflug alle Geschwindigkeitsrekorde brechen zu wollen, und wir kamen schnell und ohne Zwischenfälle weiter. Über Europa wurde es

nebeliger und ohne John und den siebten Sinn von Paula hätten wir die Hügel niemals gefunden. Als wir die Turmspitzen aus dem Nebel ragen sahen, konnten wir unser Glück kaum fassen. Der Boden war nicht zu sehen. Die Abwesenheit der Gondeln war noch nicht entdeckt und der Zauber ungebrochen.

Wir verabschiedeten uns von John und setzten mit Paulas Hilfe zunächst Henry ab. Dann lösten wir die Leinen und ich flog Paula auf ihren eigenen Stahlurm. Der hustende Kenji begab sich mit einiger Anstrengung durch die Luke ins Maschinenhaus.

Ich warf einen letzten Blick auf das Gondeldach. In einem Anfall von Wehmut nahm ich mein Tuch und befestigte zum Abschied die Khata des kleinen Tibeters an der Reling von Paula. Dann folgte ich Kenji und wir fuhren mit dem Aufzug hinunter.

Zurück im echten Leben

Meine Mutter weckte mich aus meinen Träumen.

„Ich muss zur Arbeit, du kannst ja heute ausschlafen. Aber dein Handy klingelt schon das dritte Mal.“

Ich griff schlaftrunken zum Telefon. Lukas war am anderen Ende.

„Meine Tante hat gerade Kenjis Mutter getroffen. Kenji ist im Krankenhaus. Er hat heute Nacht Blut gespuckt.“

Es folgte eine längere Pause.

„Meinst du, er ist wegen der Bemerkung im Bus noch böse auf mich?“

„Ganz bestimmt nicht“, versicherte ich.

Nach dem Aufstehen setzte ich mich an den verwaisten Küchentisch und schmierte mir ein Marmeladenbrot. Mein Blick fiel auf die Schlagzeile der Zeitung.

„Übervolles Flüchtlingsboot im Nebel vor Lampedusa gerettet.“

Ich rieb mir die Augen. War ich noch in meinem Traum? Definitiv nein. Die aktuellen Ereignisse mussten sich in meine nächtlichen Fantasien geschlichen haben.

Am Nachmittag besuchte ich Kenji im Krankenhaus. Blass im Bett liegend wirkte er in dem großen Krankenzimmer ziemlich verloren. Er freute sich sehr, mich zu sehen. Seine Stehhaare machten ihrem Namen noch mehr Ehre als sonst. Am Papierkorb klebte ein grünelber Kaugummi.

„Lukas war auch schon hier“, erläuterte Kenji, meinen Blick bemerkend.

Wir redeten über die Windparkbesichtigung und Kenji schwärmte von Paula. Kein Wort zu meinem Traum. Nach einer viel zu kurzen Zeit kam die Krankenschwester zurück und bat mich zu gehen.

„Kenji braucht noch viel Ruhe.“

Kenji hustete erschöpft aber zufrieden und ich verabschiedete mich. Als ich mich an der Tür ein letztes Mal umdrehte, winkte Kenji und rief mir nach:

„Was wird Peter nur denken, wenn er bei der Wartung Saharasand entfernen muss? Ob sich da wieder eine Sandwolke nach Europa verirrt hat?“

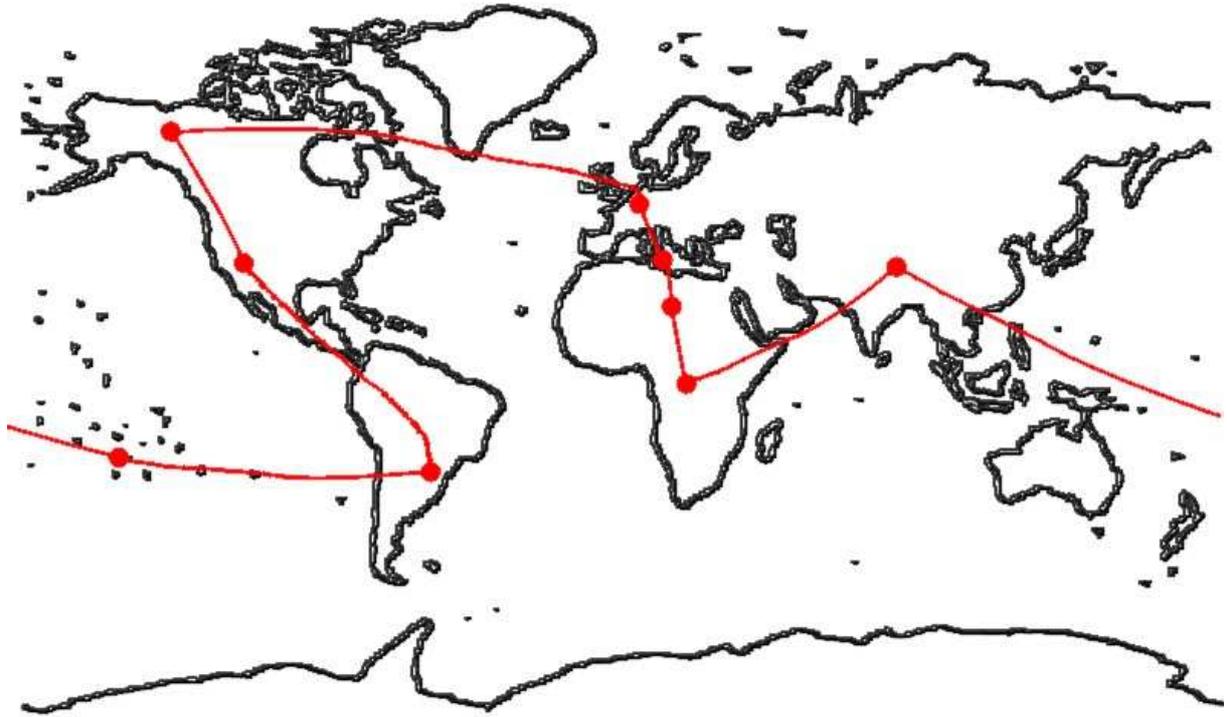
Kenji lachte verschmitzt. Bevor ich erstaunt antworten konnte, hatte mich die Krankenschwester jedoch sanft aus dem Zimmer geschoben und die Tür geschlossen.

Epilog

Die zwölf Windräder in der Nähe des Besucherzentrums kosteten den frischen Wind. Der Nebel war abgezogen und die Sonne spiegelte sich in ihren Rotorblättern. Nur wer ganz genau hinsah, konnte an der Gondelreling der größten Anlage einen bunten, tibetischen Gebetsschal entdecken, der heftig im Wind hin und her flatterte.

ENDE

Karte der Flugroute



Glossar

Alternative Energien - Energien, die Alternativen zu dem Verbrauch der nur begrenzt verfügbaren fossilen Energieträger wie Erdöl, Kohle und Erdgas bieten. Dazu gehören zum Beispiel die Windkraft, die Solarenergie und die Wasserkraft. Siehe auch erneuerbare Energien.

Area 1002 - am Nordpolarmeer gelegenes Gebiet in Alaska, in dem die Porcupine-Karibuherde viele ihrer Kälber zur Welt bringt. Seit Jahrzehnten wird überlegt, in diesem Gebiet nach Öl zu bohren.

Bouldern - Klettern ohne Kletterseil an Felsblöcken, Felswänden oder in der Kletterhalle in Absprunghöhe.

Che Guevara - marxistischer Guerillaführer, Politiker und Autor, seit seiner Kindheit asthmakrank.

Coltan – auch Koltan, ist ein Erz, dessen Hauptlagerstätte in Zentralafrika liegt. Die aus ihm gewonnenen Metalle werden zum Beispiel in Mobiltelefonen und Computern eingesetzt. Das größte Coltan-Abbaugelände liegt in der Demokratischen Republik Kongo und hat dort gravierende Umweltschäden zur Folge. Auch der Lebensraum der Gorillas wird dabei zerstört. Die zunehmende Jagd auf die Tiere des Regenwaldes, deren Fleisch als Buschfleisch an die Minen- und Waldarbeiter verkauft wird, verstärkt den Druck auf die dortige Umwelt.

Desertifikation – Fortschreitende Wüstenbildung in trockenen Gebieten. Diese wird durch den Klimawandel verstärkt.

Don Quijote – spanischer Romanheld, der in fantastischen Reisen auf seinem Pferd Rosinante mit einer Lanze gegen Windmühlen kämpft, die er für verzauberte Riesen hält.

Erneuerbare Energien - Energie aus Quellen, die sich entweder kurzfristig von selbst erneuern oder deren Nutzung nicht zur Erschöpfung der Quelle beiträgt. Dazu gehören zum Beispiel die Windenergie, die Solarenergie, die Wasserkraft, die Geothermie und die aus Biomasse gewonnene Energie.

Gaúcho – südamerikanischer berittener Viehhirte, vergleichbar mit dem nordamerikanischen Cowboy, in Brasilien Vaqueiro genannt.

Generator – Maschine, die Bewegungsenergie in elektrische Energie wandelt. Der Generator von Windkraftanlagen befindet sich in der Gondel, die drehbar auf einem Turm gelagert ist.

Gondel – das Maschinenhaus für die auf Türmen montierten Generatoren von Windkraftanlagen.

Karibu – nordamerikanisches Rentier. Im Winter lebt das Karibu in kleinen Herden in den Waldzonen der Taiga. Zu Beginn des Sommers wandert es in den Norden, in die Tundren, um dort zu kalben. Für die Wanderungen können die Herden auf mehrere Tausend Tiere anwachsen.

Khata – tibetischer Name für einen Gebetsschal.

Kongo – Demokratische Republik Kongo, zentralafrikanischer Staat, in dem die größten Regenwälder Afrikas liegen. Im

Grenzgebiet zu Ruanda findet man einige der letzten Berggorillas. Durch den Abbau von Bodenschätzen wie Coltan, Diamanten und Gold, und der damit einhergehenden Abholzung, Besiedlung und Wilderei sind die Gorillas akut in ihrer Lebensgrundlage bedroht.

Lampedusa – italienische Ferieninsel, die südlich von Sizilien weniger als 150 Kilometer von der afrikanischen Küste entfernt im Mittelmeer liegt. Pro Jahr kommen mehr als 10.000 afrikanische Flüchtlinge mit kleinen Booten auf der Insel an.

Las Vegas – die für ihre zahlreichen Kasinos bekannte, größte Stadt im US-Bundesstaat Nevada. Die mitten in die Wüste gebaute Stadt erhält ihr Wasser aus dem von Jahr zu Jahr weniger Wasser führenden Colorado River und durch das Anzapfen von Grundwasser aus benachbarten Gebieten. Dies führt dort zu dem Versiegen von Quellen und Wasserknappheit.

Megawatt – Eine Million Watt elektrische Leistung. Eine Windenergieanlage mit einer Nennleistung von einem Megawatt (MW) erzeugt bei einer in Deutschland durchschnittlichen Windleistung 2000 MW Stunden im Jahr. Damit können ca. 660 Haushalte ganzjährig mit elektrischer Energie versorgt werden.

Nabe – Stelle, an der der Rotorkopf der Windkraftanlage mit den Flügeln befestigt ist.

Permafrost – Frost, der in einen Boden ab einer gewissen Tiefe ganzjährig auftritt. Permafrostböden bilden sich dort, wo die Jahresdurchschnittstemperatur unter $-1\text{ }^{\circ}\text{C}$ liegt.

Pitchen - die Verstellung von einem oder mehreren Rotorblättern, i.d.R. zum Bremsen der Drehbewegung.

Polynesien – großflächige Inselregion im pazifischen Ozean. Da aufgrund des Klimawandels der Meeresspiegel steigt, sind einige ihrer Inseln, die nur wenige Meter aus dem Wasser ragen, von Überschwemmungen bedroht. Zudem gefährdet die Meereserwärmung und -versauerung die Korallenriffe, die für eine stabile Brandungssicherung vieler Inseln sorgen.

Porcupine River – „Stachelschwein“- Fluss. Er entspringt in den Bergen Kanadas und mündet im US-amerikanischen Bundesstaat Alaska in den Yukon River.

Prusikknoten – Klemmknoten, der sich unter Belastung zuzieht und bei Entlastung wieder lockert.

Prusikschlinge – Schlinge mit einem Prusikknoten, die als Steigschlinge verwendet werden kann, um an einem herabhängenden Seil aufzusteigen. Erfunden wurde sie von dem Schweizer Prusik, der sich damit aus einer Gletscherspalte befreite.

Rotor – der sich drehende Teil des Windrades. Er besteht bei den gängigen Windenergieanlagen meist aus Rotorkopf, den drei Rotorblättern und einer Drehachse.

Rotorblatt – umgangssprachlich auch Flügel einer Windenergieanlage.

Solarkraftwerk – Kraftwerk, welches durch die Energie der Sonne Strom oder Wärme erzeugt. Dies können zum Beispiel

Photovoltaikanlagen sein, die die Sonnenstrahlen direkt in Strom umwandeln, oder thermische Anlagen, die mittels Spiegeln eine Flüssigkeit erwärmen, die eine Turbine antreibt.

Taiga – nördlichste Vegetationszone der Erde, in der das Wachstum von Wäldern möglich ist. Lange schneereiche Winter und kurze kühle Sommer bestimmen das Klima, so dass die Landschaft von Nadelbäumen geprägt ist.

Tibet – Hochland in Zentralasien, das einen großen Teil des Himalaya-Gebirges umfasst. Aufgrund der Klimaerwärmung schmelzen die zahlreichen Gletscher in Tibet immer schneller. Da sie wichtige Flüsse in Asien speisen, wird befürchtet, dass ihr Verschwinden Wassermangel und Dürren auslöst.

Trans-Alaska-Pipeline – Erdölleitung durch Alaska. Die 1977 fertiggestellte Leitung transportiert das im Prudhoe-Bay-Ölfeld geförderte Öl nach Süden zum eisfreien Hafen Valdez am Prince William Sound. Das Prudhoe-Bay-Ölfeld an der Küste des Arktischen Ozeans in Alaska ist das größte Erdölvorkommen der USA.

Tundra – baumlose Kältesteppe. Die typischen Gewächse, der meist von Permafrost geprägten Landschaft, sind Moose, Flechten, Kräuter und Zwergsträucher.

Windkraftanlage - Windenergieanlage, Windkraftwerk, umgangssprachlich auch Windrad oder Windmühle, wandelt die Bewegungsenergie des Windes mit Hilfe der Rotorblätter, des Rotors und eines Generators in elektrische Energie um und speist sie ins Stromnetz.

Windpark – Ansammlung von Windenergieanlagen

Quellen

Bundesverband WindEnergie e.V (BWE), www.wind-energie.de

Tim Flannery, *Wir Wettermacher. Wie die Menschen das Klima verändern und was das für unser Leben auf der Erde bedeutet*, S. Fischer Verlag, Frankfurt 2006

Emmanuelle Grundmann, *Wälder, die wir töten. Über Waldvernichtung, Klimaveränderung und menschliche Unvernunft*, Riemann Verlag, München 2007

Mark Lynas, *Sturmwarnung - Berichte von den Brennpunkten der globalen Klimakatastrophe*, Riemann Verlag, München 2004

Neue energie, das magazin für erneuerbare energien, Januar 2010, Service-Sherpas

Tatsuo Ogata, *arbeiten in höhen*, www.arbeiteninhoehen.de

Wikipedia, die freie Online-Enzyklopädie, de.wikipedia.org

*In Gedenken an Miyazawa Kenji (1896-1933), japanischer
Dichter, Autor von Kinderbüchern und lungenkranker
Weltverbesserer.*